

clv

J. F. Lövgren

Und ihre Lampen verlöschen



Christliche
Literatur-Verbreitung e.V.
Postfach 11 01 35 · 33661 Bielefeld

1. Auflage 1994
2. Auflage 1994
3. Auflage 1996
4. Auflage 2004

Originaltitel: Vare Lamper Slokner

© der Lizenzausgabe 1994 by CLV

Christliche Literatur-Verbreitung

Postfach 110135 • D-33661 Bielefeld

CLV im Internet: www.clv.de

Lizenzausgabe mit der Genehmigung des Brockhaus Verlages, Wuppertal

Übersetzung: A.O. Schwede

Umschlag: Lucian Binder, Meinerzhagen

Satz: CLV

Druck und Bindung: Druckhaus Gummersbach

ISBN 3-89397-742-2

I

Der Festgottesdienst in der geräumigen Kirche der »Gottesgemeinde« war zu Ende und die Stunde der Glaubenszeugen hatte bereits begonnen, als sich ein Mann mit ruhigen Schritten durch den einen Seitengang nach vorn bewegte. Wie ein leises Wehen ging das Raunen flüsternder Stimmen durch die große Gemeinde:

»Der Bootsbauer!«

Ein paar Männer mittleren Alters bewegten sich unruhig auf ihren Plätzen, als wollten sie hinausgehen; doch irgend etwas hielt sie fest. Andere beugten sich nach vorn und verfolgten jeden Schritt des Mannes mit gespanntem Blick. Die Ältesten auf ihren erhöhten Plätzen sahen sich ratlos an; aber da nickte der Pastor, als wollte er sagen: »Laßt ihn nur reden!«

Das Alter des Mannes, der dem Rednerpult zustrebte, war schwer zu schätzen. Vielleicht machten das die äußerst lebendigen Augen, die etwas von dem Feuer verrieten, das in dem Mann brannte. Er war von mittlerer Größe und fast feingliedrig gebaut. Seine Gestalt ließ Geschicklichkeit und Kraft des gesunden Werkmannes erkennen.

Während er nach vorn ging, und noch als er die Stufen zum Pult hinaufging, ließ er seine Augen nicht einen Augenblick von dem Buch gleiten, das er in den Händen hielt: die aufgeschlagene Bibel, aus der ihn eine Stelle offenbar so fesselte, daß er darüber Gemeinde und Raum zu vergessen schien.

Doch ehe er noch hinter dem Pult angekommen war, begann er zu sprechen. Er hatte eine etwas belegte Stimme, die aber bis in den letzten Winkel des Raumes drang.

Er sprach, als habe er lediglich etwas zu erzählen, ohne damit jemand besonders ansprechen zu wollen, oder sich gar an die versammelte Gemeinde zu richten.

Dennoch – augenblicklich nahmen die Hörer Stellung zu dem, was da gesagt wurde. Einige nahmen ihm begierig jedes Wort ab, andere lächelten nachsichtig, aber doch neugierig.

Der Mann hinter dem Rednerpult sah aus, als habe er Visionen. Aber seine Worte waren erstaunlich direkt auf den Alltag bezogen, auf seinen eigenen und den Alltag seiner Hörer.

»Siehe, ich stehe vor der Tür und klopfe an!« – Kann man sich so etwas denken: daß es irgendwo einen Raum gibt, der Jesus verschlossen bleibt?«

Seine Worte waren eigentlich gar keine Frage. Sie drückten nur eine große Verwunderung aus. Und so war allen, die es hörten, als hätten sie noch nie Absonderlicheres gesehen: Jesus vor der Tür!

»Dabei soll er doch drinnen sein! Er soll doch ein Menschenherz völlig ausfüllen, so daß kein Raum für andere Dinge übrigbleibt! Statt dessen steht er draußen – heimatlos, verleugnet, verstoßen!«

Der Bootsbauer ließ seinen Hörern Zeit, sich das vorzustellen: Jesus draußen – heimatlos, verleugnet, verstoßen!

»Aber warum steht er draußen? Ich kam einmal spät abends in eine Stadt, ging in ein Hotel und bat um ein Zimmer. Ich bekam keines. Warum nicht? Etwa, weil ich schlecht gekleidet gewesen wäre? Nein, meine Kleider waren in Ordnung. Es konnte mir niemand etwas Schlechtes nachsagen. Auch Geld hatte ich. Aber sie ließen mich doch nicht hinein. Warum nicht? Nun, das Hotel war eben voll belegt. Alle Zimmer waren bereits vergeben.«

Wieder machte der Bootsbauer eine Pause. Da stand das volle Hotel vor dem Auge der Gemeinde. Mit einem nachsichtigen und bedauernden Lächeln stand der Portier hinter seinem Tisch und komplimentierte die Leute hinaus in die Nacht. Sie konnten es ja sehen, es war kein Zimmer mehr frei.

»So war es schon, als Jesus zum ersten Mal auf die Erde kam. Sie hatten keinen Raum in der Herberge. Es geschah nicht aus Bosheit, daß sie ihn in den Stall wiesen. Sie hatten tatsächlich keinen Platz mehr.«

Da war auch die Herberge und am anderen Ende des Gutshofes der Stall.

»Bedenkt, welche Gnade es ist, daß er draußen stehenbleibt!«

Ein neuer Ton in der Stimme des Redners forderte neue Aufmerksamkeit. Eben noch hatte ihnen der Bootsbauer etwas erzählt; jetzt wandte er sich unmittelbar an sie alle.

»Ja – denn er hätte ja weggehen können, nicht wahr? Er hätte dich aufgeben können – dich, Sünder, aufgeben! Hätte sich von dir wenden können! Doch er steht noch immer draußen, und er

hofft, daß du ihm Raum in deinem Herzen gibst. Er steht draußen! Hört ihr, wie er anklopft? Tut ihm die Türe auf! Laßt ihn ein!«

Ein alter Mann erhob sich halb von seinem Platz und verharrte so mit offenem Munde; einige junge Menschen sahen mit leuchtenden Augen zu dem Redner auf.

Nichts an der Stimme des Bootsbauers verriet seine innere Bewegung, als er weitersprach:

»Aber hier steht er vor einer Tür, die er einst hinter sich geschlossen hatte. Wie kam es, daß er wieder hinaus mußte? Nun, dieses Herz mußte so vieles aufnehmen, daß ihm kein Platz mehr darin verblieb; er wurde hinausgedrängt. Das Herz hat seinen Platz anderen Dingen eingeräumt. Herzen, in denen kein Platz mehr für ihn ist!«

Manche der Zuhörer veränderten ihre Haltung. Auf einigen Gesichtern war Ablehnung zu lesen, als wollten sie sich gegen den Stachel wehren, den sie in ihr Gewissen eindringen fühlten. Einige lehnten sich weit nach hinten, betont gleichgültig, und doch ließ ihre gespannte Haltung erkennen, daß sie sich nichts von dem Gesagten entgehen lassen wollten.

»Was hat aber nun seinen Platz eingenommen? Eine heimliche Sünde? Ehrgeiz? Dein Geschäft? Ein anderer Mensch? Etwa deine Geliebte? Vielleicht bist du ein Abtrünniger, ohne daß es jemand weiß – außer dir – und ihm?

Laß es dir sagen: Du bist es gewesen, der ihn vertrieben hat! Er steht draußen auf der Treppe. Weiter hast du ihn nicht wegtreiben können. Nun steht er dort und möchte dir den verlorenen Frieden wiederschenken!«

Lyngeid, der Bootsbauer, machte eine kurze Pause.

»Aber mit solchen Dingen hatte der Mann, bei dem hier angeklopft wird, sein Herz nicht angefüllt. Es war sein eigenes Christentum, womit er es angefüllt hatte. Das Herz voll Christentum – Christus selbst aber draußen! Begreift ihr das?«

Der Pastor beugte sich zu einem der neben ihm sitzenden Ältesten und flüsterte ihm ins Ohr: »Du, Bakke, mir scheint, er wird etwas weitschweifig.«

Aber Bakke schüttelte energisch den Kopf.

»Nein, laß ihn nur weiterreden.«

»Der Mann hielt sich selbst für reich«, in unveränderter Eindringlichkeit drang die Stimme des Redners in die Herzen der Hörer, »und im Überfluß schwimmend. Jesus aber nannte ihn arm und elend. Der Mann hatte Taten aufzuweisen, Tugenden und christlichen Einsatz – aber das Leben fehlte ihm; denn das Leben stand draußen vor der Tür.

Mein Freund, es ist ein schlechter Tausch, den lebendigen Herrn Jesus Christus hinzugeben für ein totes Christentum. Ich frage mich, ob nicht die Gemeinde –«

Mit einem Ruck wechselte der Pastor seine Haltung. Unverwandt sah er nach dem Rednerpult hinüber, und die Gemeinde harrete in angstvoller Spannung.

»– ob nicht die Gemeinde hier drinnen sitzt, während Jesus draußen steht. Hört! Jesus vor der Tür seiner eigenen Gemeinde! Er kann vor lauter Christentum da drinnen nicht zu ihr hineingelangen.«

Die Worte des Bootsbauers hatten nicht den geringsten ironischen Beiklang. Sie lenkten den Blick lediglich auf eine furchtbare Möglichkeit, und ein großer Teil der Hörer fühlte deutlich, wie arm eine solche Gemeinde doch sein muß, die Jesus nicht bei sich drinnen, sondern draußen vor der Tür stehen hat. Es war durchaus nicht verwunderlich, daß Jesus sagte, ein solcher Mann und eine solche Gemeinde seien elend und arm.

»Und wie verhält es sich nun mit unserer Gemeinde? Wir sind eine große Gemeinde – die größte in der Stadt, was wir ja nicht ohne Stolz hervorzuheben pflegen. Ich sehe einige unter euch protestieren, aber wir tun es tatsächlich. Unser Kirchenchor ist im weiten Umkreis berühmt, unsere Arbeitskreise sind vorzüglich organisiert, besser als anderswo, glaube ich. Wir haben immer das Größte von allem, die größte und schönste Kirche, die größte Gemeinde, die größte Orgel, den größten Kindergottesdienst. Wir haben auch von allem das Beste: die besten Prediger, die beste Kirchenordnung. Es stimmt, was der Mann sagte: ›Ich bin reich und habe Überfluß.‹ Aber was sagt Jesus dazu?«

Einige der Ältesten bewegten sich unruhig auf ihren Plätzen. Man konnte hören, wie in Gesangbüchern geblättert wurde. Mehrere sahen nervös auf die Uhr. Der Pastor warf seinem Nachbarn einen fragenden Blick zu, erhielt aber nur ein unwilliges

Achselzucken zur Antwort. Sein Gesicht hatte eine dunklere Färbung angenommen und in seinem Blick lag etwas unruhig Flackerndes.

»Wir haben die rechte Lehre«, fuhr der Redner fort. » Unsere Dogmen reihen sich logisch aneinander, wie die Perlen einer Kette, und das ist gut so. Aber welchen Platz nimmt Jesus mit seinem Leben und mit seiner Liebe in dem Ganzen ein? Was sagt er dazu? Vielleicht ein schmerzliches, hilfloses: ›Siehe, ich stehe vor der Tür und klopfe an, ich stehe draußen!‹?

Bedenkt, welchen Raum die Veranstaltungen im Leben unserer Kirche einnehmen und in den anderen Kirchen. Wir machen uns gegenseitig Konkurrenz wie im Geschäftsleben. Der christliche Betrieb nimmt unsere Gemeinden gefangen. Wo ist bei alledem noch Raum für Jesus? Steht er –«

Da fing jemand an zu singen.

Die Leute fuhren erschrocken zusammen und blickten sich um. Da nahm eine Stimme das angefangene Lied auf, ein paar weitere fielen ein. Bald waren es viele, die mitsangen.

Hilflos und verwundert ließ der Bootsbauer seinen Blick über die Gemeinde gleiten. Das Feuer seiner Augen erlosch. Dunkle Röte färbte seinen Nacken und überflutete langsam sein Gesicht. Die Hände zitterten, als er sich über die Stirn fuhr. Mit unsicheren Schritten, gesenkten Hauptes stieg er die Stufen hinab und begab sich auf seinen Platz.

Eine peinliche Stille trat ein, als der letzte Vers gesungen war.

Doch dann war der Pastor der Situation wieder gewachsen.

»Ich denke, wir haben noch genügend Mitglieder des Kirchenchores unter uns, so daß wir zum Abschluß noch etwas Schönes hören können?«

Fragend nickte er dem Chorleiter zu.

Der Kantor erhob sich, um sich nach seinen Sängern umzusehen. Suchend und zählend wanderte sein Blick durch das Kirchenschiff.

»Doch – das können wir schon!«

Das Stichwort des Liedtextes lief durch die Reihen der Sänger. Der Dirigent hob den Taktstock, und der Chor sang aus voller Brust das Große Halleluja – dem Lamm zu Ehren, das der Welt Sünde trägt.

II

Nach dem Halleluja und dem Segen verließ der Bootsbauer die Kirche. Seine Frau und sein zwölfjähriger Sohn gingen dicht hinter ihm. Draußen auf der Straße schob die Frau ihren Arm unter den des Mannes. An seiner anderen Seite ging der Junge.

Der Bootsbauer schaute auf seinen Sohn herab und lächelte ihm ermunternd zu. Aber es war ein trauriges Lächeln. Der Junge wagte nicht mehr, zum Vater aufzuschauen. Er hatte ihn einmal weinen sehen, schlimmer fast als das Weinen war dieses Lächeln.

Die Drei bogen in eine Querstraße ein. Sie war schlecht beleuchtet. Die Laternen standen in weiten Abständen und waren sparsam mit dem Licht. Unwillkürlich hob die Frau den Blick:

»Sieh die Sterne an, Ansgar!« sagte sie.

»Ja«, sagte er, »es liegt eine dichte Wolkenwand dort unten über der Fjord-Mündung, siehst du sie, Agna?«

»Ja. Aber dahinter leuchten die Sterne.«

»Kannst du sie sehen?«

»Nein, aber sie leuchten doch, die Wand wird sich gleich verziehen, dann werden wir die Sterne wieder sehen.«

»Du bist ein Optimist.«

»Nun«, gab sie zurück, »vielleicht aber auch ein Realist: Ich weiß, daß hinter allen Wolkenbänken Sterne leuchten – auch hinter den schwärzesten.«

Er nahm ihren Arm fester. Langsam wich die Verzagtheit aus seiner Stimme.

»Denkst du eigentlich immer so?«

Frau Agna lächelte. »Leider nicht immer, aber –«

»Was, aber?«

»Nun, da nehme ich eben meinen Kopf zu Hilfe.«

»Wie geht denn das?«

»Ich sage mir, daß der, der die Sterne dorthin gesetzt hat, sie auch alle gezählt hat – daß er die Wolken ein wenig wegschiebt, um uns einen davon zu zeigen, wenn wir das nötig haben.«

Schweigend ging Per neben seinen Eltern her. Er konnte ihrem Gespräch nicht ganz folgen. Doch er spürte am Schritt und an der

Stimme des Vaters die Veränderung. Als er noch einmal zu ihm aufblickte, sah er, daß das Schlimmste vorbei war.

Sie waren unten am Fjord angelangt, der blank und schwarz zwischen den kleinen sauberen Arbeiterhäuschen hindurchschimmerte. Der Widerschein eines einsamen Lichtes am jenseitigen Ufer lag wie ein gerader Streifen auf der stillen, öligen Wasserfläche.

Die Laternen und erhellten Kabinenfenster eines großen Schiffes, das in den Hafen hineingelotst wurde, sandten ihre Lichtstrahlen gegen die dunkle Wolkenwand.

Sie waren inzwischen vor ihrem Hause angelangt. Als sie die Gartenpforte hinter sich geschlossen hatten, klopfte er ein paar mal an das Eckfenster und näherte sich mit den anderen dann der Haustür, die auf der Hofseite lag. Dort wartete schon ihre halberwachsene Tochter in der offenen Tür, ein lebhaftes, fröhliches Mädchen mit dunklem Haar. Sie strahlte übers ganze Gesicht.

Als sie eintraten, warf die Tochter einen schnellen Blick auf ihren Vater. Ein wehmütiger Schatten legte sich auf ihr Gesicht.

»Nun, wie war's denn zu Hause, Dordi –?« fragte die Mutter.

»Ach, schön, Mama. Auch mit Tordis ging alles gut.«

»Jetzt schläft sie?«

»Ja.«

Die Familie Lyngeid bewohnte ein kleines, aber gemütliches Heim. Die beiden Zimmer im Erdgeschoß waren eingerichtet wie bei einem Arbeiter, der gut verdient. Sie zeugten von dem guten Geschmack ihrer Bewohner und verbreiteten das Behagen eines gemütlichen Wohlstandes.

Frau Agna stieß einen Seufzer der Erleichterung aus.

»Man kommt sich vor wie im Hafen«, sagte sie, »oder wie in der warmen Stube, wenn draußen der Sturm heult.«

»Ich fürchte, so ein bißchen Sturm ist mit hereingekommen«, meinte der Bootsbauer.

»Ja, das stimmt, Papa.«

Dordi trat hinzu und setzte sich auf die Armlehne seines Stuhles. »Du hattest heute abend Gegenwind, oder nicht?«

»Woher weißt du denn das, du Naseweis?« fragte er.

»Du scheinst gar nicht zu wissen, was für ein Gesicht du machst.«

»Ein häßliches?«

»Was meinst du, Mama: Will er Komplimente von mir hören? Schön oder häßlich – nein, ein Buchgesicht, ein Buchgesicht hast du!«

»Jetzt weiß ich wirklich nicht, ob ich lachen soll, Agna. Ein Buchgesicht? Verstehst du, was sie meint?«

»Natürlich, sie meint –«

»Laß mich es erklären, Mama! Ein Buch ist zum Lesen da, nicht?«

»Aha, du liest also in meinem Gesicht?«

»Ja, alle hier im Hause verstehen sich darauf – sogar Tordis kann es schon.«

»Das ist ja herrlich – da kann man also nichts für sich behalten!?«

»Nein, manchmal versuchst du das, aber dann können wir es nur noch deutlicher lesen. Ach Papa, du hast ein ehrliches Gesicht!«

»Ein ehrliches Gesicht?«

»Ja, ein Gesicht, das alles verrät, was in dir steckt.«

Er sah sich fast hilflos um.

»Ist das wahr, Mutter?« fragte er.

Die Frau lachte.

»Dordi übertreibt ein bißchen, aber wahr ist es schon.«

Per tat, als höre er nicht zu. Gelegentlich ließ er einen kurzen Blick zu seinem Vater hinübergleiten. Er konnte doch auch in dem offenen Buch lesen!

»Bist du noch hier, Per? Du mußt schlafen gehen, es ist schon spät.«

Gehorsam erhob sich der Junge, sagte Gute Nacht und ging. Sie hörten, wie er die Treppe hinaufging und seine Schlafkammer betrat. Zuweilen drang noch ein Laut von dort oben nach unten, das Geräusch von Tritten und Schuhen, die beiseite gestellt wurden, das Gleiten eines gerückten Stuhles und das ferne Knarren des Bettes.

Die drei im Erdgeschoß saßen lauschend da – nicht, weil es etwas zu lauschen gab, sondern weil die Stimme in ihrer eigenen Brust und im Zimmer so groß geworden war.

»Was ist denn heute abend gewesen, Papa?«

»Sie haben mich niedergesungen, Dordi.«

Die Augen des Mädchens verdunkelten sich. Herbe Linien zogen sich um ihren Mund, der dem des Vaters ähnlich war. Dann warf sie den Kopf energisch zurück und sagte mit Bitterkeit in der Stimme:

»Warum läßt du dich mit ihnen ein, Papa? Sie wollen dich nicht. Warum bleibst du dabei?«

»Jetzt bist du auch ein Buch, Dordi!«

Sie lächelte, wenn auch ihre strengen Lippen es nicht zulassen wollten.

»Was liest du?«

»Die Geschichte von einem Mädchen, das sich etwas auf seinen Vater einbildet.«

»Das fehlte gerade noch! Was hast du denn heute abend angestellt?«

»Ich weiß es selber nicht genau. Ich sprach davon, daß Jesus bei so vielen Menschen vor der Tür steht.«

»Und das ärgerte sie?«

»Ich sagte noch etwas über die Gemeinde und unsere kirchlichen Veranstaltungen – daß Jesus vielleicht auch da vor der Tür steht.«

Einen Augenblick verharrte Dordi in nachdenklichem Schweigen.

Dann sagte sie:

»›Gottes Gemeinde‹ – und Gott selber darf nicht hinein?«

Kopfschüttelnd sah sie vor sich hin.

»Jetzt lese ich wieder ein bißchen, Dordi.«

»In meinem Gesicht?«

»Ja!«

Sie schlug die Augen nicht nieder. Eine leichte Röte überzog langsam ihre Wangen. Sie glitt von ihrem Sitz und machte ein paar Schritte nach der Tür, wo sie sich rasch umwandte und sagte:

»Er muß wohl draußen stehen –.«

Und schon hörten sie ihre leichten Schritte auf der Treppe und vernahmen, wie sie oben die Tür öffnete und wieder schloß. Dann wurde es still.

Ein wenig später gingen auch die Eheleute zu Bett, nachdem sie sich selber, die Gemeinde und das Erlebnis des heutigen Abends betend Gottes Vaterhänden anvertraut hatten.

Frau Agna schlief schnell ein. Der Bootsbauer hörte neben sich ihre ruhigen Atemzüge. Langsam überkam auch ihn die Ruhe der Nacht. Doch da hörte er etwas. Ein verdächtiger Laut kam aus der Schlafkammer des Jungen. Er horchte. Ja, jetzt hörte er es wieder; wie Schluchzen klang es, verhaltenes Schluchzen.

Er stand auf und schlich sich in die Seitenkammer. Es war stockfinster. Um überhaupt etwas wahrzunehmen, beugte er sich tief über das Bett. Da umklammerten zwei Arme seinen Nacken, und ein tränennasses Gesicht schmiegte sich an das seine.

»Papa, komm doch ein bißchen mit ins Bett«, schluchzte Per.

»Fehlt dir etwas, mein Junge?« flüsterte der Vater. Er rückte den Knaben ein wenig nach der anderen Bettkante und legte sich zu ihm.

Per drückte sein Gesicht ins Kopfkissen, damit ihn niemand hörte. Wild und hemmungslos weinte er in das Kissen. Drüben war die Mutter erwacht. Der Mann hörte, wie sie sich im Bett aufrichtete.

Er wartete, bis sich Per etwas beruhigt hatte. Dann fragte er:

»Was hast du, Per?«

»Wie sie sangen, Papa!«

Eine Woge dankbarer Liebe berührte das Herz des Mannes.

»Ja, sie sangen, mein Junge.«

»Warum sangen sie denn plötzlich?«

Der Vater versuchte, seiner Bewegung Herr zu werden.

»Sie wollten nicht, daß ich weiterredete.«

»Tat es sehr weh, Papa?« flüsterte Per.

»Das kannst du dir denken, aber jetzt tut es nicht mehr weh, Per.«

»Ist es vorbei?« fragte Per.

»Ja«, erwiderte der Vater. »Es hilft einem über vieles hinweg, wenn man einen Jungen hat – und ein großes und ein kleines Mädchen – und – und – Mutter.«

Frau Agna schnaubte drüben in ihr Taschentuch.

III

In der Gottesgemeinde gab es einen Mann mit Namen Anstein Mobekk. Die Leute der kleinen Stadt hielten ihn für reich. Er hatte sein Geld durch den Handel verdient und verdiente täglich dazu.

An der Straßenseite seines Hauses prangten zwischen dem zweiten und dritten Stockwerk große goldene Lettern: Anstein Mobekk, Kolonialwarengroßhandlung.

Das große Geschäftshaus lag im Zentrum der etwa 18 000 Einwohner zählenden Stadt. Im dritten Stockwerk befand sich neben den Büroräumen auch die geräumige Wohnung des Großhändlers.

Mobekk war klein und korpulent. Bauch und Kinn waren gut entwickelt, wogegen das, was zwischen Bauch und Kinn und über dem Kinn lag, nicht besonders ins Gewicht fiel. Herz und Verstand führten ein recht bescheidenes Dasein. Immerhin war der Mann hinreichend klug, Geld zu verdienen; in dieser Hinsicht vielleicht sogar ein wenig zu klug, und er verfügte auch über genügend Herzensgüte, um wenigstens sich und den Seinen ein gutes Leben nicht zu versagen.

Als ziemlich junger Mann war er aus dem kleinen Dorfe Mobekk in die Stadt gekommen. Er war ein flinker Laufbursche gewesen und war später ein tüchtiger Lagerarbeiter geworden. In den Abendstunden hatte er die Handelsschule besucht und mit Mühe sein Examen gemacht. Dann heiratete er ein Mädchen aus seinem Heimatdorf, das schon länger in der Stadt in Stellung gewesen war und ihrer Herrschaft manches abgesehen hatte, was ihr, als sie zur Großhändlersfrau aufgerückt war, das Gehabe einer Neureichen verlieh.

Mobekk hatte bereits den Lagerraum mit dem Büroschemel vertauscht, als er und seine junge Frau ihr religiöses Erlebnis hatten. Sie bekehrten sich, als die Stadt von einer Erweckungsbewegung erfaßt wurde, und waren seitdem bemüht, ein gottgefälliges Leben zu führen.

Seiner Ehe waren zwei Kinder entsprossen. Helge, sein Sohn, war Gymnasiast. Dem Mädchen Emly dagegen lag die Schule nicht. Sie hatte sich durch die Volksschule und ein paar Klassen

der Mittelschule hindurchgequält und dann damit Schluß gemacht. Nun verbrachte sie den größten Teil ihrer Zeit damit, Klavier zu spielen, obwohl ihre Begabung auf dem künstlerischen Gebiete nicht eben groß zu nennen war.

Mobekk hatte seine Mutter bei sich aufgenommen. Die Mutter war eine einfache Frau vom Lande, ohne jede Vornehmteurei, und gerade das konnte ihre Schwiegertochter schlecht vertragen. Die alte Frau paßte nicht in Gesellschaften. Sie war zu ungeniert und zu offenherzig, wenn auch keineswegs dumm. Sie konnte derbe Wahrheiten ohne scharfe Worte sagen. Die saßen dann immer. Auf gesellschaftliche Lügen verstand sie sich nicht; Ihrer Meinung nach konnte ein Christ auch im Salon sagen, was im Kuhstall verhandelt worden war.

Die alte Dame besaß einen lebendigen Glauben. Mit ihrem Sohn hatte sie die Festveranstaltung der Jahresfeier heute abend besucht. Sie traf vor ihm zu Hause ein und hängte nach der Art der Leute vom Lande ihre Kleider behutsam und umständlich in den Schrank.

Auf ihrem gütigen rotwangigen Gesicht lag ein nachdenklicher Zug.

»Ja, ja – ja, ja« murmelte sie vor sich hin.

Die beiden jungen Leute, die in einer Ecke des Zimmers in ein Spiel vertieft gewesen waren, lachten.

»Großmutter hat scheint's wieder einen vernünftigen Menschen zur Unterhaltung gefunden«, sagte Helge leise.

Die junge Frau Mobekk saß mit einem Buch unter der Stehlampe und lächelte nachsichtig.

»Man wird eben alt«, dachte sie laut.

Der Großmutter entgingen diese Bemerkungen nicht; sie umfaßte die drei zu Hause gebliebenen mit mütterlichem, etwas wehmütigem Blick. Die beiden jungen Leute widmeten sich wieder ihrem Spiel. Die Schwiegertochter senkte ihren Kopf auf das Buch, dabei fragte sie:

»Waren viele Leute in der Kirche, Mutter?«

»Ja, an Leuten fehlte es nicht.«

»An Leuten fehlte es nicht? Fehlte es denn sonst an etwas?«

Die alte Frau wollte etwas erwidern, kam aber nicht dazu, denn Mobekk war eingetreten.

»So ein Beckmesser!« rief er noch in der Tür.

Drei äußerst gespannte Augenpaare fühlte Mobekk auf sich gerichtet. Er gab sich keine Mühe, zu verbergen, daß er gereizt war.

»So ein Räsonierer!« schimpfte er noch einmal.

»Kann man vielleicht erfahren, was eigentlich los ist?« fragte seine Frau ungeduldig. Sie hatte das Buch nun doch zugeklappt und in den Schoß gelegt.

»Ja doch, Lina – ! Also – da war doch dieser Bootsbauer – der Lyngeid.«

»Aha –«

»Ein solcher Mann ist doch eine Plage für die Gemeinde.«

Mobekk fing einen Blick seiner Mutter auf, der ihn warnte.

Unwillkürlich mäßigte er den Ton, als er fortfuhr:

»Er redete davon, daß Jesus überall draußen stände – vor den Türen der Gemeinden, der Herzen, der Häuser und – « » – der Geschäfte«, fiel die Mutter ein.

Mobekk sandte ihr einen verdrießlichen Blick zu.

»Von Geschäften verstehst du nichts, Mutter. Der Bootsbauer versteht davon auch nichts. So ein Unsinn, man muß doch Christenleben und Geschäft auseinanderhalten!«

»Das geht eben nicht, Anstein! Das gerade wollte der Bootsbauer doch sagen!«

»Der hat ja keine Ahnung!« grollte Mobekk.

Die Kinder lauschten aufmerksam. Sie hatten ihre Köpfe zusammengesteckt, als wären sie eifrig in ihr Spiel vertieft.

»Na – und wie ging es weiter?« fragte Frau Lina.

»Nun, wir haben ihn niedergesungen.«

Frau Lina ließ ihr Buch auf den Boden fallen.

»Niedergesungen habt ihr ihn?«

»Ja – denn sonst würde er wahrscheinlich immer noch reden.«

Die Frau lehnte sich in ihren Sessel zurück und lachte.

»Ja, so muß man es mit ihnen machen – ich muß schon sagen, – das war –«

»– schändlich! Und wie schändlich das war!« sagte die alte Mutter.

Sie richtete sich kerzengerade auf und ging hinaus, in ihr Zimmer. Stumm sahen die Zurückgebliebenen hinter ihr her. Dann sagte Frau Lina ärgerlich:

»Ich meine, Mutter treibt es allmählich ein wenig zu arg.«

»Ja, ja«, antwortete er ausweichend. »Sie wird eben alt.«

Nachdem auch die Kinder Gute Nacht gesagt hatten, atmete Mobekk auf. Er machte es sich vor dem Radio bequem. Es knackte leise, als er den Apparat einschaltete. Er drehte am Einstellknopf, und schon tönte ein übermütiger Schlager durch das Zimmer.

Eine wohltuende Ruhe überkam Mobekk. Vergessen war der Bootsbauer, vergessen die Worte von dem, der da wartend vor der Tür steht. Er steckte sich eine gute Zigarre an. Es war doch ein Segen, daß man sich das Leben ein bißchen angenehm machen konnte.

Frau Lina lächelte hinter ihrem Buch über die Plaudereien, die aus dem Lautsprecher zu ihr herüberdrangen.

Ach ja, man hatte es gut, man konnte wirklich nicht klagen!

Nach etwa einer Stunde war das Programm zu Ende. Mobekk schaltete den Apparat aus.

»Es ist Zeit, zu Bett zu gehen, Lina«, gähnte er.

Sie gingen in das Schlafzimmer. Schweigend kleideten sie sich aus. Sie waren müde.

Mit einem Seufzer des Wohlbehagens streckte sich die Frau im Bett aus. Sie deckte sich gut zu. Dann faltete sie die Hände unter der Bettdecke und murmelte schläfrig ein Gebet:

»Herr Jesus –«

Wenige Minuten später war sie eingeschlafen.

Mobekk schlurfte noch eine Weile herum. Endlich war auch er so weit. Er nahm das Neue Testament und las die abendliche Bibellese, während er gegen den Schlaf ankämpfte. Dann legte er das Buch weg und faltete die Hände über der Brust, schlief aber mitten im Gebet ein.

Wenig später atmete auch er ruhig.

Sein Atmen ging in Schnarchen über, und sein Mund blubberte mit leisen Knallgeräuschen.

Mitten in der Nacht fuhr Mobekk aus seinem Bett hoch und sah sich mit weitaufgerissenen Augen um.

Er horchte zu seiner Frau hinüber. Sie schlief ruhig. Nur ein paar Strähnen ihres Haares sahen unter der Bettdecke hervor.

Nein, es hatte nicht geklopft.

Er legte sich wieder hin und löschte das Licht.

IV

Stian Röst war Büroangestellter in der Firma Anstein Mobekk Kolonialwaren-Großhandlung. Er war schon viele Jahre bei der Firma tätig und hatte sich mühsam ein paar Gehaltsstufen hinaufgearbeitet – aber langsam, sehr langsam; denn Mobekk war nicht der Mann, der seine Leute zu schnell nach oben klettern ließ, wenigstens was die Beförderung angeht. Aus reiner Menschenfreundlichkeit bremste er in dieser Hinsicht das Tempo; denn jungen Leuten tat es nicht gut, zu viel Geld in den Händen zu haben. So etwas führte nur zu Verschwendungssucht, leichtem Leben und mancherlei Unfug. Hielt man die Leute etwas knapp, so war das lediglich ihrem Sparsamkeitssinn dienlich.

Stian Röst war an die 30 Jahre alt und schon acht Jahre verlobt.

Er hätte schon lange verheiratet sein können, aber wie sollte er mit seinem Gehalt eine Familie ernähren! Um etwas zu erübrigen, hatte er sich seit vielen Jahren nicht richtig satt gegessen. Doch er sehnte sich nach einem eigenen Heim.

Oftmals hatte Röst während dieser Jahre an die Tür zum Privatkontor seines Chefs geklopft und ein ganz freundliches Herin zur Antwort bekommen. Klopfte er jedoch gelegentlich auch an die Geldschranktür und bat um Gehaltszulage, so bekam er eine weniger freundliche Antwort. Sie konnte etwas ausführlicher von den schlechten Zeiten handeln oder kurz abweisend sein: Es gäbe ja Leute genug, die billiger arbeiteten. Es war ein reines Wohlwollen, daß Röst überhaupt noch beschäftigt werde.

Wenn Röst in den Abendstunden den Kassenabschluß machte, konnte er sich zuweilen eines wollüstigen Gefühls nicht erwehren, wenn die Banknoten zwischen seinen bebenden Fingern raschelten. Ein paar von diesen Bündeln – wenn die ihm gehörten! Da könnten die Finger plötzlich zärtlich mit ihnen umgehen. Aber dann schleuderte er die Bündel ins Pult. Brennendes Teufelszeug war das – gelbes, rotes und grünes Teufelszeug! Dann senkte sich sein Kopf, und die bittere Linie um seinen Mund zeichnete sich schärfer ab als sonst.

Eigentlich war er ein gutaussehender Mann, der Stian Röst, wenn die Arbeit hinter dem Schreibpult seinen Rücken auch ein

wenig gekrümmt und die verbrauchte Luft mit ihrem gemischten Duft der verschiedenen Kolonialwaren seine Gesichtsfarbe nicht eben frisch gemacht hatte. Seine Haltung hätte ein wenig männlicher sein können; aber das war wohl kaum möglich bei einem Menschen, der sein ganzes Leben lang genötigt ist, vor dem Chef und der Kundschaft freundliche Bücklinge zu machen.

Er hatte regelmäßige Züge, ein feines Gesicht, jedoch verriet der weiche Zug um den Mund einen schwächlichen Charakter.

Röst war als Auswärtiger in die Stadt gekommen und hatte hier keine Verwandten. Die von ihm bewohnte Dachkammer war ungemütlich und fast leer. Er konnte darin gerade liegen und sitzen. Es stand auch ein Ofen da, aber Röst konnte sich nicht erinnern, jemals seine Wärme verspürt zu haben. Er war ja doch nur nachts zu Hause. Bei allzu strenger Kälte legte er sich erst eine Weile angekleidet ins Bett, das dadurch rasch angewärmt wurde. Dann zog er im Liegen ein Kleidungsstück nach dem anderen aus. Diese Arbeit wärmte auch ein bißchen. Wenn er dann aber fröstelnd in seinem Bett lag, wurde seine Sehnsucht nach einem eigenen Heim immer größer. Seine Freizeit gehörte der Gottesgemeinde und Sigrid Rang, seiner Verlobten. Sigrid gehörte dabei der weitaus größere Teil der Zeit, obwohl Stian Röst öfter in der Kirche war als bei ihr. Aber er ging nie ohne ihre Begleitung in den Gottesdienst. So war im Laufe der Jahre sein Einsatz in der Gemeinde ein gewisses Durcheinander von Gottesfurcht und Minnedienst geworden.

Was Lyngeid auf dem Fest gesagt hatte, war wie ein Blitzstrahl in ihn gefahren. In ihn und in die meisten jungen Leute. Wie recht hatte Lyngeid. In welcher atemberaubenden Hetze waren sie doch geraten! Jeden Abend war etwas los: Bibelstunden, Vorträge, Männerabende, Arbeitsbesprechungen für Sonderveranstaltungen. Wer gut singen konnte, fand Aufnahme im Kirchenchor und hatte bei jeder Probe zugegen zu sein; man war kaum noch an einem Abend zu Hause. Jeder wurde zur Mitarbeit herangezogen. Man achtete dabei auch auf die Randsiedler und suchte sie durch eine gewisse Art Arbeitstherapie an die Gemeinde zu fesseln. Dabei übersah man in christlicher Liebe die unchristlichen Schatten im Alltagsleben der lieben Brüder und Schwestern, seien sie nun Mitglieder oder noch nicht. Aber die Gemeinde

brauchte sie alle, wenn sie sich gegen die Konkurrenz, d.h. gegen die anderen Gemeinden in der Stadt, behaupten wollte.

Als Röst heute abend auf seiner Kirchenbank gesessen hatte und Lyngeid sprechen hörte, war er sich für einen Augenblick vorgekommen wie in einer Sandwüste, über der der Ruf des Bootsbauers einsam und verlassen verhallte.

Dann wurde der Ruf mit Gesang erstickt.

Und der Rufer schwieg.

Sie hätten alle miteinander weinen sollen – doch sie sangen.

Vielleicht rührte das Bild der Sandwüste daher, daß er plötzlich sein eigenes Leben in hellem Lichte vor sich sah: Ein verwirrtes Sammelsurium von Sinnlichkeit und Glaube.

Röst schwieg, als er Sigrid heimbegleitete. Er antwortete ihr höchstens mit einem spärlichen Wort, wenn sie dann und wann etwas fragte.

»Ich möchte eigentlich gleich nach Hause gehen«, sagte er, als sie vor ihrer Haustür angelangt waren.

»Ach, du kommst doch erst ein bißchen mit herein?«

Sie steckte den Schlüssel ins Schloß und ging ins Haus, ohne seine Antwort abzuwarten. Er folgte ihr.

Die Stubentür wurde geöffnet. Sie standen einer nachlässig gekleideten älteren Frau gegenüber.

»Ach Mutter, bist du denn noch nicht zu Bett gegangen?«

»Es ist doch noch früh am Tage, Sigrid. Guten Abend, Stian! Leg ab!«

Aber Röst trat im Mantel in die Stube, während Sigrid ihren Umhang an den Haken hängte.

Die Stube war klein, und der wohlbekannte Küchengeruch schlug ihm entgegen. Er konnte diesen Geruch nicht ausstehen. Einen solchen Duft wollte er später nicht in seinem Hause haben.

Der Tisch war gedeckt, lieblos und ärmlich wie immer. Ein Stück Ziegenkäse machte sich aufdringlich bemerkbar, und eine der Gabeln lag mit den Zinken nach unten auf dem Tisch.

Sigrid kam herein. Sie war klein und zart, rank wie eine Gerte. Ihr Haar war kurzgeschnitten und ließ einen langen schmalen Nacken frei. Sie glich einem etwas in die Höhe geschossenen Jungen.

Aber ihr Gesicht! Das war schön wie ein leuchtendes Bild.

Es gehörte zu jenen Gesichtern, die einem tiefen stillen Weiher gleichen, in dem man trinken – aber auch ertrinken – kann.

In Stunden nüchterner Überlegung fragte sich Röst, ob ein solches Püppchen wohl einmal die Lasten der Ehegattin und Mutter tragen könnte. Aber eine kleine Zärtlichkeit und ein strahlendes Lächeln zerstreuten sofort seine etwaigen Bedenken.

»Setzt euch doch an den Tisch!« sagte Frau Rang freundlich.

Graue Haarsträhnen umgaben ihr Gesicht, das aber leider ebenfalls etwas schmutzlig wirkte. Ach, alles in dieser Wohnung wirkte so, nur nicht Sigrid. Sigrid war eben doch ganz anders.

»Danke, ich habe keinen Hunger«, sagte Röst ablehnend.

»Ich habe auf dem Fest ausgiebig gegessen.«

»Ich auch, Mutter.«

Sigrid setzte sich neben Stian auf die Couch, während die Mutter allein zu essen begann.

»Na, wie steht's denn mit dem Haus?« fragte sie, während sie sich ein neues Brot strich.

»Es sieht noch nicht danach aus. Aber ich habe erfahren, daß in der Nähe der Bootswerft eine Wohnung frei ist«, sagte Röst. »Die sehen wir uns morgen mal an, Sigrid.«

»So weit draußen?« fragte die Mutter.

»Ja, aber da draußen sind auch die Mieten niedriger.«

»Glaubst du, daß du Gehaltszulage bekommst, wenn wir heiraten, Stian?«

»Nein, das glaube ich nicht«, sagte er müde und mit etwas Verbitterung in der Stimme. »Der Chef hatte Verluste – er hat immer Verluste, der arme Kerl – das ganze Leben lang Verluste.«

Röst lachte, aber es war kein frohes Lachen.

Die Mutter hatte ihre Mahlzeit beendet. Sie verrichtete noch ein paar Handgriffe, sagte dann Gute Nacht und ging zu Bett.

Das Essen und die Tassen ließ sie stehen. Ziegenkäse und ein stark geräucherter Hering vereinigten ihre Wohlgerüche. Auch Sigrid dachte nicht daran, die Speisereste hinauszutragen. Sie lehnte sich an Stian und flüsterte ganz benommen: »Ach, du, nun werden wir bald heiraten, ich freue mich ja so, Stian!«

Sie legte ihren Pagenkopf auf seine Schulter. Er strich ihr mit der Hand über das Haar, aber es lag keine Wärme in seiner Liebkosung.

»Puh – du hast ja noch den Mantel an, Stian!«

»Ja, ich muß jetzt gehen.«

»So geh doch!«

Ihre Stimme war plötzlich hart. Mit einem Ruck richtete sie sich auf und rückte ein Stück von ihm ab. Sie beobachtete ihn heimlich von der Seite. Er tat nichts, ihre Verstimmung zu vertreiben, sondern saß unbeweglich da und starrte nachdenklich vor sich hin.

»Du bist heute wirklich sehr aufmerksam«, sagte sie spitz.

»Sei mir nicht böse, Sigrid, bitte!« bettelte er.

»Nein«, sagte sie versöhnlich, »woran denkst du, Stian?«

Er hob erschrocken den Kopf und wußte vor Verlegenheit nicht, wo er die Hände hintun sollte; dann sagte er mit einer Stimme, die zwischen Befangenheit und Freimütigkeit hin und her schwankte:

»Ich muß an den denken, der draußen steht.«

Röte überzog seinen langen Hals und überflutete von dort aus sein Gesicht. Ein Dritter hatte sich plötzlich eingestellt, eine fordernde dritte Person, die da anklopfte.

Seine Worte machten sie rasend.

»Nun geh aber! Hast du mich verstanden? Es ist ja eine Qual mit dir! Geh!«

Sie war aufgesprungen. Auch er erhob sich langsam und knöpfte seinen Mantel zu.

»Gute Nacht«, sagte er und streckte ihr die Hand entgegen. Sie kehrte ihm den Rücken zu.

Er ging zur Tür und schloß sie auf. Auf der Türschwelle blieb er stehen und ließ seinen Blick lange auf ihr ruhen.

Da warf sie sich ihm an die Brust. Er erwiderte ihre Glut mit einem Kuß, aber dann machte er sich behutsam von ihr los und ging. Sie folgte ihm vor die Tür und sah ihm nach, wie er noch gebeugter als sonst davonging und weit hinten im Dunkel der Straße untertauchte. Dann ging sie ins Schlafzimmer.

Den Rest der Mahlzeit hatte sie stehengelassen. Der Käse und der Hering konnten ihren stillen Wettbewerb ungehindert fortsetzen.

V

»Wir müssen mal anhalten, weil Sevrin sich die Nase putzen muß«, erklärte Lyngeid lachend.

Und richtig: Sevrin li schneuzte sich kräftig und lachte auch hinter seinem blaukarierten Taschentuch. Den Männern kam eine kleine Pause sehr gelegen. Lyngeid ging ein paar Schritte, während sie verschnauften.

Der Bootsschuppen war nahezu angefüllt mit aufgeböckten Booten. Die Boote mußten unter Dach und Fach sein, bevor die Herbststürme richtig einsetzten. Nun standen sie hier in Reih und Glied zu beiden Seiten der Laufgänge. Die kleineren lagen auf den Gestellen, die sich an den Wänden des Schuppens entlangzogen. Eine Anzahl großer Boote stand auf dem Boden, und die Stützen ihrer Kielböcke spreizten sich wie die Beine seltsamer Tiere.

»Na, woll'n wir nun wieder anpacken, Leute?« sagte Lyngeid zurückkehrend.

»Und – hebt – und – dreht – hei, wie das – geht!«

Der Meister reimte und komponierte aus dem Stegreif, und die Decke des Bootsschuppens warf das Echo seiner Weise zurück. Der Sperrhaken trommelte und schlug den Takt dazu. Die Männer an den Drehspaken beugten sich im gleichen Rhythmus vor und zurück.

Durch die offene Tür konnte Lyngeid die Holme aus dem Fjord ragen sehen, die aussahen, als schwämmen sie auf dem glatten, schwarzblauen Wasser. Der sinkende Tag verwischte bereits die Konturen.

Aus dem Wasser vor der Tür stieg indessen langsam der Bootswagen. Ein Koloß von einem Motorboot stand darauf, von den Seitenarmen des Wagens umfangen. Plätschernd lief das Wasser von dem mit Muscheln und grünen Algen überzogenen Bootsrumpf.

»Und – halt! Anhalten!«

Das Knarren hörte auf.

»Am besten geht mal einer von euch hinunter und sieht nach, ob der Kahn auch richtig festgekeilt ist.«

Einer machte sich auf den Weg. Die Dämmerung verschlang ihn, denn über der Winde hing nur eine einsame Glühbirne. Seine Gestalt zeichnete sich jedoch scharf gegen das Wasser ab, als er durch die Tür hinaus zum Ufer des Fjords schritt. Die anderen verfolgten seine Bewegungen, als er die Keile prüfte. Für einen Augenblick verschwand er hinter dem Bootsheck, kam aber auf der anderen Seite wieder hervor. Wenig später kam er gemächlich zwischen den Schienen neben dem straffen Zugseil heraufgestapft.

»In Ordnung!« sagte er.

»Gut! Wir müssen ihn noch vor Feierabend hereinhaben. Los, Jungs!«

Wiederum ließ der Vorsänger seine Stimme erschallen. Diesmal dauerte es ziemlich lange, aber schließlich waren Boot und Wagen doch im Schuppen.

»Leg etwas unter die Wagenräder, Sevrin, und schließ dabei gleich die Tür. Wir machen Feierabend.«

Die Männer liefen noch eine Weile herum, trugen Werkzeug beiseite und räumten auf. Sevrin kam wieder herauf und half. Einer nach dem anderen steckte die Kaffeeflasche in die hintere Tasche, murmelte »Gute Nacht« und machte sich auf den Heimweg.

Lyngeid stand noch in dem großen Schuppen. Draußen war es nahezu dunkel. Ein schwacher Lichtschein drang noch durch die Fenster an der Westseite. Das einsame Licht über der Winde vermochte den Raum nicht weit zu erhellen. In den Ecken und hinter den Booten gähnte geheimnisvolle Finsternis. In der Totenstille, die nach dem Weggang der Männer herrschte, konnte er das schwache Rauschen der fast unmerklichen Dünung hören, die unten den Strand spülte. Sie war wie ein Lebewesen, das atmete – ein stiller Seufzer der Schöpfung.

Lyngeid stützte sich auf die Winde und lauschte. Es roch nach Teer mit einer schwachen Beimengung von faulendem Tang und frischem Kiefernholz. Lyngeid hörte ein leichtes, fernes Knacken wie von einem brechenden Holzspan. Er sah sich um und hatte plötzlich das Gefühl eines leichten Unbehagens in dem großen, leeren Schuppen mit seinen sonderbaren Schatten.

Er schaltete das Licht aus und ging.

Der Bootsschuppen grenzte an die Werkstatt, die höhergelegen war. Ein breiter Gang führte vom Schuppen zu ihr hinauf. Auch

dort brannte eine einsame Lampe, welche die Maschinen notdürftig beleuchtete. Hobelmaschinen, Kreissäge und Bandsäge nahmen die eine Seite des großen Raumes ein, während die andere Hälfte als Bauplatz für die Boote diente.

Neben der Bandsäge stand ein Mann im Dunkeln.

Zuerst blieb Lyngeid erschrocken stehen.

Sevrin trat in den Lichtkreis der Lampe; seine Mundwinkel verzogen sich zu einem verschämten Lächeln, als er sagte: »Bist du erschrocken?«

Obwohl Sevrin bloß ein Junge war, duzte er nach altem Brauch seinen Meister, was dem Respekt keinerlei Abbruch tat.

»Warum bist du denn nicht nach Hause gegangen?« fragte Lyngeid und sah ihn tiefgründig an.

Der Junge kehrte sein Gesicht aus dem Schein der Lampe und antwortete nicht gleich. Schließlich kam es zögernd von seinen Lippen:

»Es war nur wegen der Sache mit der Tür.«

Lyngeid sah ihn verwundert an.

»Hast du sie denn nicht zugemacht?« fragte er.

Nun war Sevrin an der Reihe, erstaunt dreinzublicken. Das flüchtige Lächeln trat wieder auf sein Gesicht, aber nur für einen Augenblick.

»Nein, ich meine nicht die Tür da unten in der Bude – ich meine das, was du am vergangenen Sonntag sagtest, als –«

»Na – und, Sevrin?«

»Ich fürchte, daß er bei mir draußen steht«, sagte Sevrin leise und sah mit glänzenden Augen an seinem Meister hinauf.

»Klopft er an?«

»Ja, das tut er schon lange.«

»Dann mußt du ihn einlassen!«

»Das ist es ja gerade – ich weiß nicht, wie ich das machen soll.«

Der Junge sah niedergeschlagen vor sich hin.

Lyngeid setzte sich auf das eine Ende des Bockes, der in der Mitte des Raumes stand, und Sevrin ließ sich auf dem anderen nieder. Gedämpft und leise wurde zwischen den beiden geredet. Es war wie in einer Kirche, in der Maschinen und Werkzeuge die Gemeinde darstellten. Straff und still hingen die Treibriemen auf den Riemenscheiben. Zwischen den Fenstern schimmerte im

schwachen Lichtschein die eine oder andere Stichsäge. Schablonen und Modelle hingen an den Wänden oder lagen auf den Balken unter der Decke. Die Holzabfälle waren in der einen Ecke zu einem Haufen angesammelt.

Sie beteten noch, da hörten die Männer tappende Schritte und tuschelnde Kinderstimmen, die sich draußen näherten. Kurz darauf wurde die Tür geöffnet, und eine helle, feine Stimme rief:

»Ja – es brennt Licht, Dordi. Da ist Papa sicher hier.«

Die Tür fiel mit einem Knall ins Schloß. Aber dann war es ganz still. Die eben Eingetretenen waren stehengeblieben, denn sie sahen, daß sich die Männer gerade von den Knien erhoben.

»Bist du es, Klein-Tordis?« rief Lyngeid in das Dunkel hinein. »Komm nur rein!«

Zwischen der Hobelmaschine und der Bandsäge kamen Dordi und Tordis zum Vorschein. Die Kleine begann zu laufen und warf sich in die Arme ihres Vaters.

»Du sollst heimkommen, es warten zwei Männer auf dich.«

»Wirklich, Kleines?« sagte der Vater und strich ihr mit der Hand über das Haar.

»Sie haben uns heruntergeschickt, dich zu holen«, sagte Dordi, wobei sie einen neugierigen Blick auf Sevrin warf. »Du läßt heute aber auch lange auf dich warten.«

»Wartet wirklich jemand auf mich, Dordi?«

»Ja, Pastor Björnas und Bakke.«

Sein Gesicht umwölkte sich. Er blieb stehen und sah unverwandt geradeaus. Aber da fiel sein Blick auf Sevrin, der in seinem neuen Glück herumlief und sich nicht zum Gehen entschließen konnte, und sogleich fühlte er sich frei.

Er ließ Klein-Tordis auf seinen Schultern reiten und machte ein paar Sprünge mit ihr, so daß sie vor Schreck und Entzücken aufschrie. Sie legte die Hände um seinen Hals und hielt sich fest. So war sie trotz alledem noch immer am sichersten.

Lyngeid stellte seine kleine Tochter auf eine Hobelbank.

»Bleib ruhig hier stehen, bis ich das Licht ausgelöscht habe; dann trage ich dich Huckepack den Berg hinauf. Ihr könnt den Ausgang aufsuchen, bevor ich das Licht ausschalte«, wandte er sich an Dordi und Sevrin.

Die beiden jungen Leute schickten sich an, hinauszugehen, aber Tordis sah ihm ein klein wenig ängstlich nach.

»Nimm mich doch lieber gleich mit«, sagte sie.

Der Vater lachte.

»Ich werde dich schon finden, meine Kleine.«

Dann ging das Licht aus.

»Papa!«

»Hier bin ich!«

»Ich kann dich nicht sehen!«

»Faß mich doch an – hier bin ich ja!«

Der Vater legte die Hand des Kindes auf seinen gebeugten Rücken, und die zarten Ärmchen umklammerten seinen Hals, während sich das Gesichtchen vertraulich an sein Ohr kuschelte.

»Jetzt mußt du aber vorsichtig sein, Papa!«

Er drückte ihre Beinchen etwas stärker an seine Seiten und ging. Seine Schritte hallten in der Werkstatt wider, als ginge noch jemand im Dunkeln.

Als Lyngeid die Tür ins Schloß fallen ließ, sah er die beiden jungen Menschen auf der Anhöhe stehen, wo der Weg zur letzten Häuserreihe der Stadt abzweigt. Sie zeichneten sich gegen den hellen Sternenhimmel ab, er hüben und sie drüben am Wegrand. Von dort aus waren es nur noch ein paar Schritte bis zu Lyngheids Haus.

VI

Tordis hing noch auf Vaters Rücken, als Lyngeid in die Stube trat, wo die beiden Männer auf ihn warteten. Er ließ das Mädchen herabgleiten und sagte mit einem Lächeln:

»Puh! So ein Pferd hat es gar nicht leicht!«

Sie hatten sich auf die einfachen, aber bequemen Stühle niedergelassen. Lyngeid hielt Tordis auf seinem Schoß. Aus der Küche drang zuweilen das Geräusch aneinanderstoßender Kaffeetasen. Frau Lyngeid machte das Abendessen zurecht.

»Hm – tja, wir kommen wegen des Vorfalls am Sonntag.«

Der Pastor setzte ein ernstes Gesicht auf und beugte sich nach vorn, um Lyngeid mit festem Blick zu messen.

»Aha«, sagte der Bootsbauer.

»Das darf natürlich nicht wieder vorkommen!«

»Das freut mich zu hören! Ich dachte schon, es wäre mit deiner Billigung geschehen.«

Der Pastor merkte, daß der andere ihn falsch verstanden hatte, und erwiderte darum schnell:

»Nein, es handelt sich um dich – ich kann nicht billigen, daß du so sprichst.«

»– und daß ich niedergesungen wurde?«

»Tja!« Björnas zögerte einige Sekunden, um dann hart zu erklären: »Das hattest du ja nicht besser verdient!«

Lyngeid überlegte. Bakke sah, daß er einen stillen Kampf kämpfte. Klein-Tordis schmiegte sich dichter an ihren Vater.

»Und wenn du es gewesen wärest, den man niedersang?«

Ruhig wurde diese Frage ausgesprochen, aber sie wirkte wie eine Ahle, die langsam ins lebende Fleisch gedrückt wird.

Björnas richtete sich mit einem Ruck auf.

»Was?«

Der Gedanke war unfaßbar.

»Wenn du es nun gewesen wärest?«

Da lachte der Pastor kurz und befreit auf. Er hatte wieder festen Boden unter den Füßen.

»Nun – ich wäre wohl in mich gegangen, denke ich.«

»Ja, vielleicht! Aber ich bin nicht so gottesfürchtig, ich – mir war, als würde ich gekreuzigt –«

»Aber Lyngeid!« unterbrach ihn der Pastor. »Das ist ja ein vermessener Vergleich!«

»Mir war, als würde ich gekreuzigt«, wiederholte unbeirrt der Bootsbauer, »als würde ich nackt zwischen Himmel und Erde aufgehängt.«

Björnas warf Bakke einen entsetzten und hilfeschreitenden Blick zu, aber Bakke steigerte sein Entsetzen nur noch, indem er sagte:

»Ich danke meinem Schöpfer, daß mir das nicht passierte. Es muß schrecklich sein, von seinen eigenen Brüdern gekreuzigt zu werden.«

»Von seinen eigenen Brüdern, Bakke?«

»Ja, von denen, die man gern retten möchte.«

Björnas war vollkommen durcheinander.

»Sprichst du von Jesus?« fragte er.

»Ja, von Jesus und von Lyngeid.«

Der Bootsbauer bedeckte sein Gesicht mit den Händen.

»Du darfst so etwas nicht sagen, Bakke«, bat er, »aber ich danke dir für dein Wohlwollen.«

»Ich gab mich der Meinung hin, daß wir in dieser Angelegenheit einig wären«, sagte der Pastor zu Bakke gewandt.

»Habe ich dir Anlaß zu einer solchen Meinung gegeben?«

»Nein, aber –«

Eine verlegene Pause.

»Sagt mal: was wollt ihr eigentlich?« fragte Lyngeid.

»Genau kann ich es eigentlich auch nicht sagen«, entgegnete Björnas mit einem vorwurfsvollen Blick auf Bakke. »Vielleicht ist das bloß meine eigene Ansicht über die ganze Angelegenheit. Aber du mußt aufhören, die Gemeinde fortwährend zu provozieren!«

»Provozieren?«

»Ja, das Wort bedeutet –«

»– ich weiß, was es bedeutet«, sagte Lyngeid mit einem Anflug von Lächeln. »Ich verstehe nur nicht, inwiefern –«

»– ja, deine Einwände sind Herausforderungen für den Vorstand, den Prediger, den Kirchenchor und einzelne Gemeindeglieder. Du treibst Gottes Wort auf die Spitze und lehrst ein Christentum, das sich in unserer Zeit nicht verwirklichen läßt. Dazu tust du das auf ungute Weise und machst böses Blut in unseren Reihen.«

»Das ist ja entsetzlich! Ist denn Gottes Wort so gefährlich?«

»Gottes Wort hin und Gottes Wort her«, sagte Björnas unwillig. »Du wendest Gottes Wort auf die Kleidung der Menschen an – auf ihr Essen und ihren Umgang – und ihre Geschäfte –«

»– und ihre Bekehrung«, sagte Lyngeid.

»Ja, richtig! Wenn es dir nicht nach dem üblichen Schema geht, glaubst du nicht an die Bekehrung. Das sagst du auch von der Kanzel herab. Und die Folge ist, daß viele unserer jungen Gemeindeglieder beunruhigt werden.«

»Nein – werden sie das wirklich?« rief der Bootsbauer erfreut.

»Du tätest besser, dich darüber nicht zu freuen«, sagte Björnas hitzig. »Du verärgerst die Leute und beschwerst die Gewissen! Nun haben wir uns einer Anzahl Jugendlicher angenommen und sie in unsere Arbeitskreise gezogen, um eine Möglichkeit zu finden, sie für Gott zu gewinnen. Und das paßt dir nicht. Du solltest viel lieber an deine eigene Tochter denken!«

Björnas warf einen schnellen Blick ins Nebenzimmer, wo sich die Küchentür befand. Sie war geschlossen. Es klapperte dahinter wie vor ein paar Minuten schon.

»So?« fragte Lyngeid und drückte Tordis fester an sich.

»Ja, Dordi meine ich!«

»Aha!«

»Wir haben versucht, sie in den – in diesen oder jenen Arbeitskreis zu bekommen, aber sie will nicht. Du wehrst dich dagegen, und so läuft das Mädels unbekehrt herum. Daß du das wagen kannst, Lyngeid. Ja, daß du so etwas wagst!«

Es trat eine Pause ein.

»Ich nehme es auf mich«, entgegnete Lyngeid ruhig.

»Eine Menschenseele zu gefährden?« fragte Björnas.

»Nein, eine Gefahr abzuwenden.«

»Gefahr –?«

Der Pastor schüttelte erschöpft den Kopf.

»Ja, es gibt keine größere Gefahr als die der –«

»Wollen wir nicht zu Mama hinübergehen?« flüsterte Tordis.

»Gleich, meine Kleine.«

Bakke hustete.

»– als die der?« fragte Björnas.

»– der Vermischung«, sagte Lyngeid.

Bakke nickte stumm.

»Das sind Theorien, die du am besten für dich behältst.«

Die Antwort des Pastors klang etwas freundlicher.

»Ich habe keine Lust, mich noch einmal kreuzigen zu lassen – aber im übrigen –«

»Na also, Lyngeid! Du mußt verstehen, daß mir das alles viel zu schaffen macht. Verschiedene Gemeindeglieder haben mir nämlich schon zu verstehen gegeben, daß sie sich zurückziehen wollen, wenn sie nicht in Ruhe gelassen werden – wie sie sich ausdrücken. Und das können wir uns nicht leisten –«

»— es handelt sich wohl um reiche Leute?«

»Hm. Na ja. Ich kann es ja ruhig sagen, daß Mobekk sich ziemlich angewidert fühlt. — Es wäre ja nun nicht gerade schön, wenn er aufhörte, sein —«

»— sein Korban weiter zu entrichten«, fiel ihm Lyneid ins Wort.

»Korban?«

Bakke und Björnas sahen ihn verständnislos an.

»Ja, Korban! Man sagte doch ›Korban‹, wenn ein Sohn seinen armen Eltern etwas vorenthielt und statt dessen Gott gab. Jesus hielt dies ja den Pharisäern vor.«

»Aber was hat das denn mit Mobekk zu tun?« fragte Björnas und hielt den Atem an.

»Nun, er gibt doch Gott, was er seinen Arbeitern vom Lohn abzieht.«

Bakke setzte eine bedenkliche Miene auf, und der Pastor schlug aufgebracht die Hände zusammen.

Da erschien Frau Lyneid in der Küchentür und bat zum Abendessen.

VII

Es war um die Mittagsstunde eines grauen Dezembertages.

Vor ein paar Tagen war rauhes Wetter vom Osten her über das Land gezogen und hatte eine gehörige Ladung Schnee heruntergeworfen. Jetzt wehte eine leichte, milde Brise von Süden her. Die weißen Holme hoben sich deutlich von dem dunklen Fjord ab. Die Natur war eine Studie in Schwarz und Weiß. Ein paar schneebedeckte Eisschollen trieben gemächlich gegen den schwachen Luftzug, denn die Strömung des Flusses, der in das Ende des Fjords mündete, war stark genug, sie voranzutreiben.

Mit langsamem Flügelschlag flog eine einsame Krähe über den Fjord, von Ufer zu Ufer, und verschwand auf der anderen Seite in dem schwarzen Tannenwald. Schwer und naß hing der Himmel auf die rundlichen Höhen des Fjälls herab. Der Horizont war weit

in die Fjordmündung hereingerückt, vor der eine graue Wolkenwand stand.

Stian Röst befand sich auf dem Wege nach seinem neuen Heim.

Mit weitausholenden Schritten kam er langsam die Fjordstraße hinauf. Eigentlich hätte er es eiliger haben müssen – als junger Ehemann! Aber es trieb ihn lediglich die Notwendigkeit. Er ging noch stärker vornübergebeugt als sonst, denn er mußte auf den Weg achten. Der war glatt. Ein Hund kam an eine Vorgartentür gerannt und kläffte laut und anhaltend. Röst fuhr zusammen; das Gefühl der Kälte kroch seinen Nacken hinauf. Dieser Hund bellte fast immer, wenn er vorüberging. Es kam ihm vor wie eine Beleidigung. Was hatte er bloß dem Tier getan? Als er das erste Mal vorbeikam, hatte er ein paar besänftigende und schmeichelnde Worte zu ihm gesprochen, die das Tier jedoch nur noch wilder machten. Vielleicht verspürte es die Angst, die sich hinter Rösts Anbiederungsversuchen verbarg. Unbarmherzig war dieser Hund! Er wurde wilder, je ängstlicher Röst wurde.

»Elender Kötter!« knurrte er, als der Kälteschauer wieder von seinem Nacken und Gesicht zu weichen begann.

Er ging an Lyngheids Haus vorüber.

Per und Tordis waren beim Schlittenfahren; ihre Bahn war der Hang zur Bootswerft hinunter. Per stand auf den Schlittenkufen und rief: »Bahn frei!«, obwohl weit und breit kein Mensch zu sehen war. Aber es war nun einmal schön, ein bißchen anzugeben. Dieser Meinung war auch Tordis, denn sie stimmte in Pers Ruf ein: »Bahn – frei!«

Nein, dort oben auf der Anhöhe herrschte wahrhaftig keine trübselige Stimmung!

Stian Röst hatte den Hund vergessen. Sein Gesicht verzog sich zu einem schwachen Lächeln. Es waren alle Anzeichen da, daß er auch einmal seine Kinder so rufen hören würde.

Aus der Bootswerft klangen Hammerschläge herauf, gedämpft und in ungleichen Abständen. Sie arbeiteten an ein paar Rettungsbooten, wie er wußte. Er blieb stehen und horchte. Das hörte sich viel lebendiger an als das ewige Schreibmaschinengeklapper bei Mobekk.

In der Bude da unten riefen sie sich etwas zu, das die Hammerschläge übertönte – Männer mit gesunden Lungen waren das, die

diese auch gebrauchen durften. Er verbrachte den Tag mit ehrerbietigem Geflüster, Bücklingen und Geflüster – jahraus, jahrein.

Aber dafür war es warm im Geschäft.

Plötzlich fühlte er, wie er fror, und setzte seinen Weg fort.

Er wohnte nur ein paar Häuser weiter draußen bei einer einsamen alten Jungfer, die sich in die Dachstube zurückgezogen hatte.

Schlechte Luft schlug ihm aus der Küche entgegen – dicke, verbrauchte Luft. Sigrid hatte sie von zu Hause mitgebracht – gewissermaßen als einen Ableger ihres heimischen Duftes, der seiner Nase geradezu Schmerzen bereitete. Auf dem Anrichtetisch lagen zwei Würste neben einem Stapel noch nicht aufgewaschener Kaffeetassen und einer Schüssel mit Abwaschwasser, über deren Rand ein Waschlappen hing.

Auf dem Küchenherd stand ein flacher Topf mit Kartoffeln. Der Deckel bedeckte ihn nur halb. Das übergelaufene Wasser hatte auf der Herdplatte Flecken hinterlassen. Aber jetzt verhielt sich das Wasser ruhig, denn das Feuer unter der Herdplatte war fast erloschen. Nur ein bißchen Glut leuchtete noch durch die Zuglöcher wie gebrochene, glanzlose Augen.

Sigrid stürzte ihm entgegen.

»O je, Stian, kommst du schon? Ist es denn schon so spät?«

»Guck doch auf die Uhr!« erwiderte er ärgerlich.

Sie setzte eine gekränkte Miene auf, während er das Schlafzimmer mit den noch nicht gemachten Betten betrat und seinen Mantel an den Haken hängte. Die kleine Wohnung hatte keinen Vorraum.

Im Wohnzimmer waren keinerlei Anzeichen, daß hier zu Mittag gegessen werden sollte. Ein aufgeschlagener Roman lag auf dem Tisch – das war alles.

Er ließ sich schwer auf den Stuhl fallen. In der Stube war eine Siedehitze.

Sigrid steckte ihr Köpfchen durch den Spalt der Küchentür. Der Verdruß war aus ihrem Gesicht verfliegen, es war wieder schön wie die Stimme, mit der sie jetzt flötete:

»Ach, Stian, mein Guter – hol mir doch mal die Milch!«

»Nein«, sagte er mürrisch.

»Dann nicht! Dann gibt es die Grütze eben ohne Milch.«

Sie knallte die Tür zu.

Einen Augenblick später war er draußen bei ihr.

»Ja, dann gib also die Kanne her! Eigentlich könntest du sie selber holen, meine ich.«

»Siehst du denn nicht, daß ich nichts an habe?«

Er musterte seine kleine Frau, die tatsächlich nur halb bekleidet war, zog eine Grimasse und ging.

Als er wiederkam, roch es in der ganzen Wohnung nach verbranntem Fett. Die Würste platzten knallend in der Pfanne, und die Kartoffeln kochten über, so daß das überlaufende Wasser auf der Herdplatte zischte.

Sigrid vermied es, ihm in die Augen zu sehen. Sie sah ein bißchen schlampig aus. Neben dem offenen Buch lag ein ausgebreitetes Tuch auf dem Tisch der Wohnstube. Sie hatte also den Tisch zu decken begonnen. Eben kam sie mit ein paar Tellern und was man sonst noch brauchte, herein, um sie auf den Tisch zu stellen.

Sie nahm das Buch vom Tisch, vergewisserte sich aber, auf welcher Seite sie war, ehe sie es zuklappte. Dabei sah sie, daß das Kapitel gleich zu Ende war. Sie kniete mit einem Bein auf einen Stuhl und nahm ihre Lektüre wieder auf. Ein an den Hacken niedergetretener Hausschuh hing ihr baumelnd an dem einen Fuss.

»Das riecht doch wie angebrannt!« rief Stian aufgeregt.

Sie warf das Buch weg und stürzte nach der Tür. Der Hausschuh blieb unter dem Stuhl liegen.

Röst kämpfte einen stillen Kampf in der Duftwolke des angebrannten Essens. Es war ja so schwer, sich liebenswürdig zu geben, wenn es so entsetzlich roch und einen die Ahnung beschlich, daß man höchstwahrscheinlich hungrig vom Tisch aufstehen würde. Er gab sich Mühe, seinem Gesicht einen entspannten und friedlichen Ausdruck zu geben. Wenn doch Sigrid nur ein bißchen mehr auf Ordnung achten würde! Wenn sie doch nur besser kochte! Aber dafür hatte sie so wenig Interesse.

Röst versetzte dem einzelnen Hausschuh einen ärgerlichen Tritt, so daß er mit einem schlurfenden Laut über die Dielen flog. Doch da war ihm zumute, als habe er Sigrid gegen den Fuß getreten, und er hob den Hausschuh auf und setzte ihn behutsam unter den Ofen, wobei ihm ein tiefer Seufzer entfuhr.

Das war ja ein herrliches Leben geworden!

Er mußte plötzlich an den Hund hinter der Gartentür denken. Ja, ausgerechnet an den! Das Leben bellte ihn an, unbeherrscht und böseartig. Die Angst kroch ihm den Rücken hinauf, die Angst vor dem Leben.

»Die Würste sind leider daneben geraten, Stian.«

Halb trotzig und halb flehend klang das.

»Ach, es wird schon gehen«, sagte er mit innerem Kraftaufwand.

Sie schenkte ihm einen liebevollen Blick, worauf sie sich an den Tisch setzten.

»Komm, Herr Jesus, sei unser Gast –«

Er sprach das Tischgebet. Es klang ein wenig zaghaft. Sie fuhr noch mit den Händen herum und war unruhig. Als er »Amen« gesagt hatte, holte sie ihren Hausschuh und schlüpfte hinein.

Stian bediente sich. Die Würste waren schwarz an der Unterseite. Der Geruch wurde stärker, als er sie umwandte.

Da pochte der Teufel an seine Herzenstür, deutlich und eindringlich. Sein Gesicht färbte sich dunkelrot, als er die schwarze Kruste mit einem langen Schnitt von den Würsten abzutrennen suchte.

»Schweinefraß!« murmelte er verbissen.

»Schweinefraß?« Ihr reizendes Gesicht bekam einen verbitterten, beinahe feindlichen Ausdruck. »Dann habe ich ja das Richtige getroffen – für dich!«

Er knallte Messer und Gabel auf den Tisch und ging ins Schlafzimmer, wo er nach seinem Mantel griff, aber mitten in seinen Bewegungen innehielt. Er stützte den Arm gegen die Schlafzimmerswand und legte seinen Kopf darauf. So verharrte er eine Weile.

Er hörte sie drüben mit Messer und Gabel klappern. Sie tat, als ob sie ässe. Aber dann kam sie zu ihm herein auf ihren schlurpenden Hausschuhen.

Ein paar Sekunden später kuschelte sich ihre zarte Gestalt zwischen ihn und seinen Mantel.

»Stian, du darfst jetzt nicht so zu mir sein – hörst du, Stian? Du weißt doch, wie es um mich steht!«

Er versuchte sich zu rechtfertigen:

»Auch wenn du ein Kleines erwartest, brauchst du doch wohl die Würste nicht anbrennen zu lassen, nicht?«

Aber wie er das sagte, wurde ihm die interessante Tatsache erst richtig klar; und als seine Frau zu weinen anfang, war sein Ärger verflogen.

»Na ja, Kleines – ich meinte es ja nicht böse.«

Ihre Versöhnung kam ebenso unbeherrscht, wie ihr Streit ausbrach. Sie überboten sich gegenseitig in Zärtlichkeit.

Wenig später saßen sie wieder am Tisch und aßen die genießbaren Teile der Würste und das dünne Pflaumenkompott. Sie plauderten und lachten sorglos.

Der Vorfall hatte ihnen einen energischen Ruck gegeben.

Geschwind wurden die Betten gemacht. Sie strichen die leichten Federbetten glatt und legten die Bettdecken auf, jeder an einer Seite der Betten, wobei sie sich verliebt in die Augen sahen.

Auch das Aufwaschen ging wie im Fluge: sie spülte, und er trocknete ab. Aber die gute Laune bekam bei dieser Arbeit schon wieder eine leichte Trübung. Er sah auf die Uhr. Ein Gedanke beschäftigte ihn und ließ ihn nicht wieder los.

»Du willst doch nicht schon wieder fort?« fragte sie.

»Doch, ich muß heute etwas früher gehen.«

»Ist etwas Besonderes los?«

»Hm, ja – aber nichts von Bedeutung.«

Er legte das Wischtuch beiseite und hatte es plötzlich eilig. Im Handumdrehen war er soweit fertig, daß er gehen konnte. Er sagte flüchtig »Wiedersehen!« und schloß die Tür hinter sich. Kaum war er indessen durch die Vorgartentür und ein Stück die Straße hinuntergegangen, als er Sigrids Stimme hörte, die ihn aus dem Küchenfenster zurückrief:

»Stian! Stian!«

Ärgerlich blieb er stehen und ging dann zurück.

»Eine Rechnung ist gekommen – für unsere Bettwäsche!«

Sein Gesicht nahm einen verdrießlichen Ausdruck an.

»Das hättest du mir aber doch vorhin sagen können, als ich zu Hause war – oder heute abend, wenn ich wiederkomme!«

»Es fiel mir eben ein, und darum wollte ich es dir gleich sagen – die Rechnung ist nämlich schon vor ein paar Tagen gekommen.«

»Ja, das sieht dir ähnlich«, erwiderte er spitz. »Ich kann sie ja in diesem Jahr doch nicht mehr bezahlen.«

Ein feiner Sprühregen hatte eingesetzt. Der kurze Tag war bald zu Ende. Schwer und unaufhaltsam brach die Dämmerung über die Stadt herein. Hier in den Außenbezirken waren die Straßenlaternen noch nicht angebrannt, aber drinnen in der Stadt stand Licht an Licht. Der Hund bellte nicht, als Röst an der Gartentür vorbeiging. Er war nirgends zu sehen. Es war ja auch kein Vergnügen, im Regen zu stehen und zu bellen, während einem der Pelz naß wurde. Der Hund mußte geradezu etwas Menschliches an sich haben.

Röst ging mit raschen Schritten stadteinwärts. Eine innere Kraft trieb ihn: er hatte Hunger. Seit dem Aufwaschen war er einen verlockenden Gedanken nicht wieder losgeworden: ein paar Butterbrote mit kaltem Schnitzel – und Zwiebeln! Wie das wohl schmecken würde?

Jetzt war er vor der Wirtschaft angekommen, an die er dabei gedacht hatte. Er hatte ein Bein schon auf der Treppe, doch da wurde er unschlüssig und setzte seinen Weg fort. Aber im nächsten Augenblick kam er zurück – und ging hinein.

Ja, das schmeckte! Es würde ihm noch besser geschmeckt haben, wenn er es mit gutem Gewissen hätte essen können; denn so etwas konnte er sich einfach nicht leisten.

VIII

Pastor Thomas Björnas war in bester Stimmung.

Er machte sogar ein paar scherzhafte Bemerkungen, die da und dort ein Lächeln hervorriefen. Sämtliche Vorstandsmitglieder waren vernünftig und daher leicht zu lenken, so daß die Punkte der Tagesordnung rasch erledigt werden konnten. Freilich, er bediente sich dabei seiner altgewohnten Taktik, die darin bestand, das Wichtigste bis zuletzt aufzuheben. Man konnte also nicht gut wissen, ob die gute Stimmung auch bis zum Schluß anhielt.

Es hatten sich viele Gemeindeglieder eingefunden, die zur »Opposition« gehörten, wie Björnas sie nannte: zu einer Gruppe, die Lyngheids Ansichten Sympathie entgegenbrachte und gern unterstützte. Lyngeid selbst saß still und in sich gekehrt da, aber

Björnas wußte aus früheren Versammlungen, daß ihm nichts entging. Mitten in dem Gemeindesaal thronte Mobekk, nicht hoch herausragend, sondern in breiter Fülle – der gute, zuverlässige Mobekk.

»Und nun haben wir noch einen Punkt, und zwar handelt es sich um eine Reihe von Erweckungsveranstaltungen.«

Der Pastor machte wieder eine Pause und ließ der Sache Zeit, langsam in das Bewußtsein der Gemeinde einzudringen.

Die meisten durchfuhr ein gelinder Schauer. Verstohlene Blicke wurden gewechselt. Mit wachem Blick richtete Lyngeid sich auf. Mobekk saß da wie ein kleiner, starker Fels. Er war immer so stark, wenn kein Sturm tobte. Ein paar Stühle vor ihm saß Stian Röst mit seiner Frau, jungverheiratet und glücklich. Eigentlich schickte es sich ja nicht für Röst, vor seinem Chef zu sitzen.

»Der Vorstand«, fuhr der Pastor fort, »hat sich dahin geeinigt, der Gemeinde vorzuschlagen, daß wir Pastor Ling einladen, einen Monat bei uns tätig zu sein. Bitte äußern Sie Ihre Meinung zu diesem Vorschlag!«

Ein Durcheinander flüsternder Stimmen erfüllte augenblicklich den Saal. Einzelne Stimmen waren deutlich zu vernehmen:

»Du, gar nicht so unrecht!«

»Ling – ist das nicht der von –«

»Nein, er ist nicht von dort – er ist nur lange dort gewesen.«

»Soll ein glänzender Redner sein!«

Björnas betrachtete die Gemeinde mit einem Lächeln. Das war bestimmt so etwas wie ein Leckerbissen – das mit Ling. Er ließ seinen Gemeindegliedern Zeit, ihn sich zu Gemüte zu führen; denn die Ruhe ließ sich jeden Augenblick ohne Kraftaufwand wieder herstellen. Ein kurzer Wortwechsel ließ ihn die Pause beenden.

»Du hast ihn doch gehört, Lyngeid?«

»Ja, vor ein paar Monaten – unten im Süden.«

»Na, und?«

»Hm, ja. Ling ist schon ein Mann mit Ideen und Metho –«

»– bitte! Das Wort ist frei! Hattest du noch etwas auf dem Herzen, Lyngeid?«

Björnas fragte es mit ein wenig scharfer Stimme, die das Stimmengewirr augenblicklich zum Verstummen brachte.

»Ich habe nicht um das Wort gebeten – noch nicht«, kam es ruhig von Lyngheids Lippen.

»Ach so, nun, ich dachte nur –. Bitte!«

Mobekk räusperte sich – es war ein diskretes Räuspern, wie er es im Kontor eingeübt hatte: ein achtungsgebietendes, leichtes Räuspern, aus dem eine Warnung klang. »Ich, Mobekk, bin hier!« sagte es.

Der Pastor wartete einen Augenblick und sagte dann: »Bitte, Mobekk!«

Der Großhändler legte seine Hände auf die Lehne des vor ihm stehenden Stuhles; er bediente sich gern einer solchen Stütze, wenn er sich erheben mußte.

»Ich bitte die Gemeinde, dem Vorschlag des Vorstandes zuzustimmen«, sagte er mit Nachdruck und Würde.

Das war alles. Er setzte sich und sah sich um. Nun konnten die anderen mit ihrer Meinung kommen.

Aber warum denn? Sie waren sich ja einig mit Mobekk – die meisten jedenfalls.

Die Abstimmung ergab die nahezu einstimmige Annahme des vom Vorstand eingebrachten Vorschlags.

Aber da kam es zu einem kleinen Nachspiel.

Der Pastor meinte, nun müßten sie alle Kräfte einsetzen. Der Kirchenchor sollte mobilisiert werden. Musik an allen Abenden. Traktate mit Einladungen zu den Evangelisationen sollten gedruckt und verteilt werden. Eine halbe Stunde vor den jeweiligen Veranstaltungen sollte im kleinen Saal Gebetsgemeinschaft gehalten werden.

Ein jeder sollte einmal alles andere beiseitestellen und mitmachen. Die Jugend sollte in Bewegung gesetzt werden – in Bewegung gesetzt –

Björnas geriet ein bißchen ins Stottern, denn er war plötzlich Lyngheids Augen begegnet und hatte bemerkt, daß diese unter den leicht gesenkten Lidern zu glühen begonnen hatten. Er wagte darum kaum, seine Rede zu unterbrechen – aus Furcht, Lyngheid würde das Wort ergreifen. Und richtig!

»Nur ein paar Worte«, sagte Lyngheid, als der Pastor innehielt. Seine Stimme war äußerst ruhig, aber von eindringlicher Kraft.

»Die Sache ist bereits beschlossen«, sagte der Pastor, in der Hoffnung, fortfahren zu können.

»Weiß ich«, sagte Lyngeid. »Will ja auch gar nicht versuchen, etwas bereits Entschiedenes umzustossen.«

»Nun, – was hast du uns dann noch zu sagen?« fragte der Pastor in sichtlicher Erleichterung.

»Vor einiger Zeit besuchte uns ein Bruder und predigte uns das Evangelium – ein einfacher, schlichter Mann. Ich meine den Evangelisten Elvegard. Seinen Evangelisationsversammlungen gingen weder musikalische oder gesangliche Darbietungen noch Gebetsgemeinschaften voraus. Ich konnte nicht feststellen, daß wir etwas beiseitestellten, um ihn anzuhören. Mutlos und arm reiste er wieder von uns. Wenn unser kirchlicher Apparat irgendeinen Nutzen haben soll, so hätte sich das damals zeigen müssen. Wir hätten ihn einsetzen sollen, denn Elvegard braucht Hilfe. Dieser Ling –«

Sie bekamen nicht zu hören, was es mit »diesem Ling« auf sich hatte, denn Mobekk räusperte sich und sagte mit rot angelaufenem Gesicht:

»Wir verlieren uns doch wohl zu sehr in Dinge, die hier nicht hergehören.«

»Ja, wir müssen weiterkommen«, meinte der Pastor, indem er Mobekk mit einem freundlichen Blick für die Hilfe dankte.

»Es ist also –«

»– Verzeihung!«

»Halt, da meldet sich Bakke. Bakke hat das Wort.«

»Hm, wir tun Bruder Lyngeid Unrecht. Er soll seine Meinung äußern. So abwegig waren seine Ausführungen gar nicht – wenigstens nach meiner Meinung.«

»Ja doch, ja doch!« entgegnete der Pastor ungeduldig.

»Also bitte, Lyngeid!«

»Ich habe eigentlich beinahe alles gesagt, was ich sagen wollte«, sagte Lyngeid. »Wollte nur feststellen, daß wir Fleisch für unsern Arm halten und unsere Hoffnungen auf Menschen setzen anstatt auf Gott.«

Er setzte sich.

Der Pastor hütete sich, ihm etwas zu erwidern, um ihn ja nicht zu weiteren Auslassungen herauszufordern.

»Es ist also beschlossen, daß wir Ling für einen Monat zu uns bitten«, nahm Björnas seine Rede wieder auf.

»Bleibt lediglich die Honorarfrage. Was wollen wir ihm geben? – Ich möchte eure Vorschläge hören.«

»Zweihundert Kronen!«

Die Gemeinde fuhr zusammen; denn diese Summe wurde ohne Zögern und mit Bestimmtheit genannt.

Der Pastor runzelte die Stirn.

»Aber Lyngeid!« sagte er vorwurfsvoll. »So wenig können wir dem Manne doch nicht anbieten!«

Mit einem Blick, der nicht ohne Wärme war, hielt Lyngeid den vorwurfsvollen Augen des Pastors stand.

»Genauso viel hat der Mann bekommen, der uns mit seiner Verkündigung diente und dann mutlos und –«

Da warf Mobekk mit einem ärgerlichen Lachen dazwischen:

»So ein Vergleich! – Es gibt immerhin gewisse Unterschiede!«

»Das wußte ich nicht«, sagte Lyngeid. »Vielleicht hat Ling eine größere Familie. Elvegard hatte fünf Kinder und eine alte Mutter zu versorgen.«

Mobekk wurde patzig.

»Woher soll ich wissen, wieviel Kinder einer hat!«

»Verlangt ja auch niemand von dir«, sagte Lyngeid gutmütig.

»Nur weil du sagtest, es gäbe gewisse Unterschiede, dachte ich –«

»Unterschiede in der Begabung meinte ich – hast du mich nun verstanden?«

Lyngeid stieß die Luft zwischen seinen Lippen hervor, so daß es sich fast anhörte wie ein Pfeifen.

»Aha! Die Begabung soll also honoriert werden?«

Es ließ sich nicht in Abrede stellen, daß sein Ton ein wenig spöttisch geworden war. Aber hinter der Ironie lag tiefer Ernst. Dieser Wortwechsel war ja nun nicht gerade erbaulich, aber die Gemeinde verfolgte ihn mit Spannung. Nach ihrer Meinung war Mobekk doch wohl ein wenig zu schwer an Leib und Seele, um sich mit Lyngeid im Wettbewerb messen zu können.

»Was denn sonst?« fragte Mobekk hitzig.

»Ich halte es für ungeheuerlich«, sagte Lyngeid, »die Gnadengaben nach Kronen und Öre zu taxieren.«

»So macht man es doch überall.«

»Aber nicht in der ›Gottesgemeinde‹.«

»Wie macht man's denn da?«

Lyngeid antwortete mit einer Bibelstelle:

»Umsonst habt ihr's empfangen, umsonst gebt es auch.«

»Ein Prediger soll also keinen Lohn bekommen?«

»Doch, seinen Lohn soll er haben – aber nach dem Grad der Bedürftigkeit und nicht nach dem Maß und der Beschaffenheit seiner Gnadengaben.«

»Wir wollen einen Liedervers singen, ehe wir weitergehen«, unterbrach Björnas den Wortwechsel. »Ein bißchen Abwechslung kann uns nicht schaden.«

Lyngeid und Bakke wechselten einen raschen Blick. Das bedeutete unverkennbar, daß Lyngeid zum zweiten Mal niedergesungen werden sollte. Lyngeid beugte sein Haupt und sank langsam in sich zusammen, richtete sich aber sogleich auf, um laut und klar mitzusingen. Er fand plötzlich Gefallen daran, in seinen eigenen Grabgesang mit einzustimmen.

»Die Frage ist noch nicht geklärt«, sagte Björnas, als der Liedervers zu Ende war. »Wieviel –?«

Mobekk kam schnell auf die Beine.

»Ich schlage vor: vierhundert Kronen«, sagte er mit einem herausfordernden Blick auf Lyngeid.

Wieder leises Gemurmel und Stimmengeflüster.

»Ein Mann muß so viel bekommen, daß er während seiner Tätigkeit bei uns leben kann, ohne sich einschränken zu müssen«, fuhr Mobekk fort.

Der Klang seiner Stimme war nicht ohne eine gewisse Wärme. Man nickte zustimmend in den Stuhlreihen oder tat seinen Beifall flüsternd kund. Stian Röst neigte sich zu seiner Frau hinüber:

»Fabelhaft, Sigrid! In ein paar Tagen werde ich ihn um Gehaltszulage bitten.«

»Ein solcher Mann«, fuhr Mobekk fort, »macht sich selbst bezahlt – wenn man bedenkt, was er für Menschen in die Kirche ziehen wird. Die Kollekten werden reichlich fließen. Ein sicheres Geschäft. Überschuß – bitte sei ruhig, Lyngeid! Ich habe das Wort! Was wollte ich doch sagen – tja – jetzt ist es mir entfallen. Du bringst einen ganz durcheinander mit deinem ewigen Lächeln, Lyngeid! – Aber jetzt könnt ihr ändern euch mit die-

sem – diesem Bootsbauer herumschlagen, wenn ihr Lust habt. Ich gehe!« Es war nicht ganz einfach für Mobekk, sich aus der Stuhlreihe herauszuarbeiten – bei seiner Leibesfülle.

Lyngeid schmunzelte über das ganze Gesicht.

Endlich schloß sich die Tür hinter Mobekk, nicht ganz lautlos.

Sein Spazierstock stieß draußen immer schwächer auf den Boden, bis es ganz still wurde.

Hierauf wurde der Beschluß gefaßt, daß Ling vierhundert Kronen erhalten sollte.

»Und nun müssen wir nur noch eine Angelegenheit regeln«, erklärte der Pastor, und die Gemeinde wußte augenblicklich, was für eine Angelegenheit das war. Einzelne Gemeindeglieder machten sich so klein wie möglich.

»Ist jemand bereit, Bruder Ling bei sich zu beherbergen?«

Björnas stellte diese Frage mit einem schmeichelhaften Unterton und ließ den Blick in die Runde schweifen.

»Leider geht es bei mir diesmal nicht«, sagte einer, auf dem der Blick des Pastors ruhte.

»Meine Frau ist nicht so richtig auf dem Posten«, meinte ein anderer und schüttelte bedauernd den Kopf.

»Wir müssen ihm ein Hotelzimmer besorgen.«

»Nein, das wirkt so kalt.«

Sie blieben unnachgiebig.

»Tja, dann muß ich ihn wohl selber –«

Lyngeid verfolgte wachsam den Gang der Dinge; der Pastor freilich vermied, ihn anzusehen.

Dessen ungeachtet sagte Lyngeid unvermittelt:

»Ich will ihn gern bei mir aufnehmen, er soll mir willkommen sein. Ich habe eine Couch, wenn er damit –«

Der Pastor sah aus, als wüßte er nicht recht aus noch ein.

»Couch? Hm, ich weiß ja nun nicht, ob –. Es ist ja doch auch ziemlich weit bis zu dir hinaus, Lyngeid. Das müssen wir uns am besten noch einmal durch den Kopf gehen lassen – ich darf doch wohl darauf zurückkommen, nicht wahr?«

»Wie du willst«, sagte Lyngeid kurz.

IX

Bei Anstein Mobekk war Sturm, als er am Montagabend aus der Versammlung der Kirchengemeinde nach Hause kam.

»Dieser Lyngeid!« polterte er los, als er in seiner sicheren Behausung angelangt war. »Schwarz kann man sich ärgern über den Kerl! Er sollte –«

Seine Schimpfkanonade brach jedoch jäh ab, als er den Augen seiner Frau begegnete. Und nun sah er auch, daß seine alte Mutter und Emly ziemlich bedrückt aussahen. Mit halboffenem Munde starrte er von einer zur anderen.

»Um den Bootsbauer solltest du dich jetzt weniger kümmern«, sagte Frau Lina mit tränenerstickter Stimme.

»Was – was ist denn passiert?« stotterte er.

»Helge ist krank von seiner Skitour zurückgekommen – er liegt mit Fieber im Bett.«

Mobekks Kampfstimmung war augenblicklich verflogen. Der Bootsbauer war vergessen. Mobekk sackte zusammen wie ein Waschlappen.

»Mit Fieber?« stöhnte er leise. »Hast du nach dem Doktor geschickt?«

»Ja, er muß jeden Augenblick eintreffen.«

Mobekk machte den Eindruck eines hilflosen Kindes. Seine Stimme zitterte, und er war dem Weinen nahe. Und plötzlich fühlte er, daß er die Hilfe Gottes brauchte. Dies Gefühl erfüllte ihn mit Wärme und Rührung.

»Wie gut, daß wir einen Gott haben, der unsere Nöte kennt«, seufzte er mit feuchten Augen.

Da kam der Arzt.

In seinem Schlafzimmer lag Helge, heiß und mit fieberglänzenden Augen. Der Arzt prüfte schweigend den Puls und hörte darauf Brust und Rücken ab, während sich Helge unter Kälteschauern schüttelte.

Der Arzt malte ein paar seltsame Krikelkrakel auf ein Stück Papier, gab ein paar kurze Anweisungen und war schon wieder auf dem Sprung nach der Tür.

»Was fehlt ihm, Herr Doktor?« versuchte Mobekk ihn aufzu-

halten. Doch der Arzt hatte es eilig.

Im Hausflur rief er über die Schulter: »Komme morgen mittag wieder.«

Und weg war er.

»Seltsame Geschöpfe, diese Ärzte! Scheinen ein Privilegium zu haben, so ganz anders zu sein als gewöhnliche Menschen! Nicht einmal höflich sind sie – wenn sie nicht wollen.«

Diese Worte waren nur ein paar ferne, unausgesprochene Gedanken, die Mobekk durch den Kopf gingen, als er wieder in Helges Zimmer trat.

Dort ließ er seinen Gefühlen freien Lauf. Er beklopfte und streichelte Helge, während er unaufhörlich auf ihn einredete, so daß sich der Kranke schließlich von ihm abwandte und die Augen müde schloß.

Die alte Mutter Mobekk erbot sich, die Nacht über bei Helge zu wachen.

Hierauf ging man zu Bett.

Mobekk und seine Frau ließen sich diesmal Zeit bei der Abendandacht, ehe sie sich hinlegten. Er lag noch eine Zeitlang wach, nachdem seine Frau eingeschlafen war. Ihm war seltsam zumute. Die Sanftmut, die über ihn gekommen war, hatte geradezu etwas Beruhigendes – als spürte er die Nähe Gottes. Er war ja empfänglich für Einwirkungen von oben – das konnte doch nur bedeuten, daß Jesus in seinem Herzen wohnte.

Mit diesem sicheren Gefühl schlief er ein.

Es war am nächsten Tag, kurz vor zwölf.

Mutter Mobekk saß vor dem Radioapparat und wartete auf die Andacht, die jeden Augenblick beginnen mußte. Sie hatte den Sender eingestellt; es rauschte ein bißchen an der Stelle, wo er auf der Skala lag. Im Augenblick ertönte nur ab und zu das Pausenzeichen.

Sie hatte die Hände mit dem Strickzeug auf dem Schoße und wartete. Die alte Frau machte einen frischen Eindruck, denn sie hatte ziemlich gut geschlafen. Helge war ruhig gewesen – einigermaßen ruhig jedenfalls. Er hatte die meiste Zeit ziemlich benommen im Bett gelegen und nur ein paarmal zu trinken verlangt.

Jetzt wollte sie ihre stille Stunde am Apparat haben, wie immer am Vormittag. Helges Mutter war bei ihm im Zimmer.

»Hier ist der Sender –«

Kurz darauf brauste ein Orgelvorspiel durch den Raum, freilich etwas gedämpft – wegen Helge, obwohl die Musik ihn eigentlich nicht stören konnte, da er doch ziemlich weit hinten lag.

Da wurde die Tür langsam geöffnet, und herein trat Mobekk. Er war kurz bei Helge gewesen und setzte sich jetzt still auf einen bequemen Sessel, seiner Mutter gerade gegenüber.

Sie musterte ihn erstaunt.

»Nanu, kommst du heute um diese Zeit?«

»Ja«, erwiderte er leise.

»Mitten in der Geschäftszeit?«

»Ja«, wiederholte er nicht ohne eine gewisse Feierlichkeit.

»Man darf sich das Geschäft nicht über den Kopf wachsen lassen.«

Sie sah ihn nachdenklich an und verzog ihre Lippen zu einem seltsam wehmütigen Lächeln.

Aber da begann die Andacht.

»Was hülfte es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele?«

Das war der Text.

Mobekk folgte der Auslegung mit andächtigem Kopfnicken, wobei seinem Mund ab und zu ein Seufzer entfuhr.

»Ja, ja«, murmelte er. »Ein wahres Wort, ja!«

Als die Andacht zu Ende war, erhob er sich und ging still hinaus.

Am Nachmittag kam der Arzt.

Diesmal war er ein wenig mitteilsamer.

»Gewisse Anzeichen deuten auf eine Lungenentzündung«, sagte er mit ernster Miene. »Wollen den Kranken heute abend noch einmal untersuchen – ich komme also wieder vorbei.«

Während den Geschäftsstunden des Nachmittags erschien Stian Röst ungerufen im Privatkontor seines Chefs. Sein Gesicht verriet einen großen Entschluß. Seine Haltung war ehrerbietig,

noch ehe Mobekk ihn überhaupt ansah. Als er das aber tat, stutzte Röst und hätte sich fast zu voller Größe aufgerichtet; denn der Chef hatte so etwas Sanftes und Gutes im Blick.

»Nun, mein lieber Röst?«

Stian stutzte noch mehr. Da war er ja in einem günstigen Augenblick gekommen!

»Ja, es handelt sich um – hm – bestünde wohl die Möglichkeit – hm – ja, darf ich es frei voraussagen: Dürfte ich wohl um eine Gehaltszulage bitten?«

Mobekk trommelte nachdenklich mit den Fingern auf die Schreibtischplatte.

»Gehaltszulage, mein Lieber?«

»Ja, vorausgesetzt, daß der Herr Chef mir deswegen nicht böse sind?«

»Bewahre! Durchaus nicht! Gehaltszulage! So ganz ausgeschlossen ist so etwas gar nicht. Sie sind doch schon lange in meinem Geschäft tätig, Röst?«

»Ja, ungefähr zwölf Jahre.«

»Hm, ja. Sie sind ein guter Arbeiter – diese Anerkennung darf ich Ihnen offen aussprechen.«

Über ein solches ganz unerwartetes Lob war Röst sehr überrascht. Das war ja zu schön, um wahr zu sein!

»Ja, ja Röst – so stehenden Fußes kann ich das natürlich nicht entscheiden – vielleicht in ein paar Tagen. Ja, sagen wir in ein paar Tagen. Sie kommen also in ein paar Tagen wieder. Möchte mir vorher gern noch den Jahresabschluß ansehen.«

Röst sah den Stern seiner Hoffnung sinken, aber der sinkende Stern hatte immerhin einen Hoffnungsschimmer auf seinem Gesicht hinterlassen, als er das Kontor mit einem Bückling verließ.

Ein solcher Schimmer erhellte in den Abendstunden auch Mobekks Privatleben. Der Arzt war wieder dagewesen. Helge hatte keine Lungenentzündung, sondern eine schwere Grippe.

Langsam wich der Druck, der die letzten vierundzwanzig Stunden auf ihnen allen gelastet hatte. Sie durften hoffen, daß der Kranke genas.

Mobekk vertiefte sich in den Abendstunden oft in die Bibel, die ja nun einmal der Quell allen Trostes ist. Das Gesicht seiner Mut-

ter nahm indessen manchmal einen ungläubigen oder betrübten Ausdruck an, wenn sie ihn so dasitzen und lesen sah. Aber was bezweckte sie eigentlich damit, daß sie ihn keine Minute aus den Augen ließ, mochte er nun lesen oder eine Andacht anhören?

Es hätte jetzt alles so gut und friedlich sein können, wenn das nicht gewesen wäre.

Mochte einer aus den alten Leuten klug werden!

Sein Blick ruhte lange auf dem Radioapparat, als er an diesem vorbeiging, um das Schlafzimmer aufzusuchen. Heute abend hätte er gern noch etwas Schönes gehört. Aber er mußte darauf verzichten – wo doch Helge so krank war!

Drinne im Schlafzimmer überkam ihn ein merkwürdiges Gefühl der Unzufriedenheit, ohne daß er den eigentlichen Grund hierfür wußte. So seltsam war das – was war denn los mit ihm? Er blieb in Unterhosen sitzen und hielt den einen Strumpf in der Hand, während der vom Strumpf entblößte Fuß auf dem anderen Knie ruhte. Heute schlief er allein, denn seine Frau wollte die Nacht über in Helges Zimmer bleiben. Er fühlte sich so eigenartig leer – wie einem Menschen zumute ist, der nichts gegessen hat.

Eine Zigarre!

Ja, da hatte er's! Natürlich!

Er seufzte und zog den anderen Strumpf auch noch aus.

Kurz darauf knarrte das Bett. Mobekk hatte sich hineingelegt. Er nahm das Neue Testament und las ein ganzes Kapitel, faltete dann die Hände und blieb lange so liegen. Dann schaltete er die Lampe aus, nicht ohne einen tiefen Seufzer.

Nach kurzer Zeit kramte er im Schubfach seines Nachttisches herum, ein Streichholz flammte auf, worauf es in dem dunklen Schlafzimmer nach Rauch roch. Vom Bett her leuchtete ein roter Punkt – wie ein glühendes Auge, das jedesmal im Dunkel zwinkerte, wenn an der Zigarre gezogen wurde.

Nach drei, vier Tagen hatte sich die Spannung wieder gelockert. Helge befand sich auf dem Wege der Besserung. Emly fing schon wieder an zu musizieren, und Mobekk saß in den Abendstunden vor dem Rundfunkapparat und rauchte mit Behagen seine Zigarre. Im Hause kam alles wieder in das alte

Gleis. Nur etwas war anders geworden: Die Großmutter war noch schweigsamer als zuvor und hielt sich viel in ihrem Zimmer auf. Emly hatte erschrocken berichtet, sie habe Großmutter da drinnen weinen hören, als sie eines Tages an der Tür vorbeiging.

»Ich fürchte, Großmutter wird alt«, antwortete die Mutter.

An einem späten Nachmittag klopfte Röst an die Tür zu Mobekks Privatkontor.

»Herein!«

Es klang kurz angebunden und nicht eben laut. Röst fiel das auch sofort auf, und er wünschte sich sonst wohin. Es blieb ihm indessen nichts übrig, als einzutreten.

Diesmal verging geraume Zeit, ehe Mobekk von seiner Arbeit aufsah.

»Sie wünschen?« fragte er scharf.

»Ja, Verzeihung, aber ich komme wegen der Gehaltszulage, über die wir neulich sprachen.«

»Kommen Sie schon wieder damit – das ist ja schrecklich mit Ihnen!«

»Sie sagten mir doch, ich sollte in ein paar Tagen wieder nachfragen.«

»Ja, richtig, das sagte ich. Habe mir die Sache auch durch den Kopf gehen lassen. Sie erhalten –«

Mobekk mußte niesen und schneuzte sich umständlich. Röst war ganz Ohr. Die unterbrochene Bemerkung: »Sie erhalten« hörte sich vielversprechend für ihn an.

»Sie erhalten den gleichen Lohn wie bisher«, vollendete Mobekk den Satz.

Röst zuckte ein paarmal hilflos mit den Augenlidern und leckte sich die Lippen, um etwas zu erwidern. Mobekk kam ihm jedoch zuvor:

»Der Jahresabschluß gestaltete sich nicht so günstig, wie ich dachte. Hm – vielleicht muß ich sogar einen Teil meines Personals entlassen. – Wenn ich Sie behalte, können wir ja im nächsten Jahr auf Ihren Antrag zurückkommen. Was ich noch sagen wollte: Haben Sie die Abrechnung über die Apfelsinen fertig, ja? Schicken Sie mir die doch bitte mal herüber.«

Die Audienz war beendet.

X

In dem Autobus, der die Fjordstraße entlangfuhr, saßen Björnas und Ling.

Björnas hatte seinen Amtsbruder und dessen Gepäck mit Bedacht möglichst weit nach dem Wagenende zu verstaut, um außer Hörweite des Fahrers zu sein. Dort hinten führten sie ihre Unterhaltung mit gedämpfter Stimme.

Die beiden waren ziemlich ungleich geartet. Björnas war schlank und feingliedrig und gut angezogen. Unter seinem glattrasierten Gesicht saß eine sorgfältig gebundene Krawatte, die sich um einen leuchtend weißen Eckenkragen legte.

Ling war vierschrotig und kerniger gebaut, ohne eigentlich groß zu sein. Er hatte einen Charakterkopf. Sein Gesicht war regelmässig und kräftig geformt und hatte ein breites Kinn: das Gesicht eines Willensmenschen. Furchtlos und prüfend blickten die braunen Augen in die Welt.

Beide waren etwa vierzig Jahre alt.

»Ich möchte dich nur ein bißchen orientieren, ehe du das Haus betrittst«, sagte Björnas mit verhaltener Stimme.

»Ich pflege mich selbst zu orientieren«, sagte Ling ein wenig abweisend. »Aber tu dir keinen Zwang an.«

»Ja, weißt du, eigentlich solltest du ja beim Großhändler Mobekk wohnen. Aber leider war da jemand krank. Ja, und darum bringe ich dich zu Lyngeid, einem Bootsbauer.«

»Kleine Leute, was?«

»Nein, das nun auch wieder nicht. Haben eine tadellose Wohnung, nicht eben groß, aber blitzsauber. Es ist hauptsächlich der Mann, der –«

»Nanu, was denn?«

»– der in gewisser Hinsicht seine eigenen Wege geht.«

»Brummbär?«

»Ach, Unsinn! Er hat nur etwas von einem Schwärmer oder Fanatiker.«

Björnas lachte nachsichtig und beruhigend.

»Das hört sich ja schön an«, sagte Ling mit lächelnder Miene. »Kann mir schon denken: ein selbstgerechtes Haus, was?«

»N-nein! Selbstgerecht ist nicht der richtige Ausdruck. In gewissem Sinne ist er demütig, aber trotzdem stolz wie ein – mir fehlt der Ausdruck –«

»Stolz wie ein Pastor«, schlug Ling vor.

Björnas maß ihn mit einem raschen Seitenblick. Hielt der ihn zum besten? Aber nein – das kam ja doch nicht in Frage – wo Ling doch selber Pastor war! Und außerdem saß er so freimütig und ruhig da. Das Vernünftigste war, man lachte – sicher war es das beste.

»Haha – ein amüsanter Vergleich!«

»Und dazu ein passender«, entgegnete Ling lächelnd.

»Soso, Fanatiker ist er?«

»O ja, besonders aber Reformator.«

Ling machte plötzlich einen sehr ernsten Eindruck, aber Björnas glaubte doch bei allem ein vielsagendes Augenzwinkern in seinem Gesicht wahrzunehmen, als er antwortete:

»Reformatoren pflegen sich gegen das Papsttum zu erheben.«

Björnas wußte nicht, was er von Ling halten sollte.

»Gegen das Papsttum?« fragte er.

»Ja, es war doch der Pastor von Rom, der Papst wurde, ist dir das nicht bekannt? Pastoren werden so leicht zu Päpsten.«

Björnas starrte ihn an. Aber was denn: Ling zog ihn doch nur ein bißchen auf, wie es unter Amtsbrüdern üblich ist. Er mußte ihm mit gleicher Münze heimzahlen.

»Bist wohl selber so ein Papst?«

»Meistens ist es die Geistlichkeit, die sich auf Kosten der Gemeinde aufbläht. Sie mästet sich am Fleisch der Schafe und kleidet sich mit ihrer Wolle. Die Schafe magern ab, die Pastoren werden dicker. So entsteht das Papsttum. Und in dem Masse, wie das Papsttum zunimmt, nimmt das geistliche Leben ab.«

»Unsere Kirche –«

»– hat eine Reformation nötig«, fiel ihm Ling ins Wort.

»Herr Schaffner! Bitte halten Sie an! Da habe ich doch vergessen, auf die Häuser zu achten – wir sind schon ein paar Schritte zu weit gefahren!«

Die Bremsen kreischten auf, und der Omnibus stand mit einem Ruck.

Sie stiegen aus und stellten die Koffer auf die hartgefrorene Gehsteigkante, während Björnas bezahlte.

Der Bus fuhr weiter.

Es war gegen sieben Uhr abends. Der Schnee und die funkelnden Sterne am Himmel erhellten das Dunkel. Weit unten im Westen hing die Venus niedrig über den Höhenzügen.

»Wir müssen uns beeilen, Ling! Um acht beginnt der Gemeindeabend!«

Sie wollten sich gerade in Bewegung setzen, als eine gebeugte Gestalt herankam. Björnas stellte den Koffer wieder hin.

»Guten Abend, Röst. Na, soll's nach Hause gehen? Kannst gleich Bruder Ling begrüßen.«

Björnas machte die beiden miteinander bekannt. Ling richtete einen prüfenden Blick auf Röst, der über den Fjord hinauschaute.

»Habe dich längere Zeit nicht gesehen«, sagte Björnas.

»Nein, wir sind uns in letzter Zeit nicht begegnet.«

Seine Stimme hatte einen müden Klang.

»Entschuldige, wir müssen weiter. Bis nachher, Röst! Grüß deine Frau!«

»Gehört er zur Gemeinde?« fragte Ling, als Röst außer Hörweite war.

»Ja.«

»Er sah aber nicht besonders glücklich aus.«

»Falsch getippt«, lachte Björnas, »er ist jung verheiratet.«

Die beiden Pastoren gingen ein paar Häuser zurück und klingelten an Lyngheids Haustür.

Frau Lyngheid öffnete.

Björnas stellte vor:

»Pastor Ling – Frau Lyngheid, deine Wirtin für einen Monat.«

»Willkommen!« sagte sie schlicht.

In den Stuben war es hell und warm. Lyngheid kam aus der Küche, Tordis an der Hand. Offen und herzlich empfing er Ling.

»Wir wollen keine großen Umstände machen, denn es ist schon etwas spät. Darf ich gleich zu Tisch bitten?«

Er ging ihnen voraus in die Küche, ließ aber die anderen erst Platz nehmen, nachdem Ling Dordi und Per begrüßt hatte. Niemand sagte ein Wort der Entschuldigung, daß man die Gäste in die Küche gebeten habe. Was gab es da auch zu entschuldigen! Die Küche war groß, hell und luftig. An den Fenstern hingen hübsche Gardinen, und in den Glasschränken standen die Sa-

chen wohlgeordnet in weiß ausgeschlagenen Fächern. Die Abendmahlzeit war nicht üppig, aber für gesunde Menschen gerade richtig. Und die gab es hier genug.

Ling fiel auf, daß Lyngeid sich nicht damit hervortat, dem Fremden zu zeigen, wie fein die Kinder ihr Tischgebet konnten. Er selber richtete ein paar einfache Worte an Gott den Herrn, worin er bat, das Essen und den Gast zu segnen.

Ling wechselte einen Blick mit Björnas.

»Das war ein bißchen schwärmerisch«, sollte es wohl heißen.

»Warte nur, das kommt noch besser«, bedeutete der Blick, mit dem Björnas ihm antwortete.

Die Stimmung in der Kirche war gleich von Anfang an derart, daß etwas geschehen mußte. Der Ruhm war Ling vorausgeeilt, und das Gotteshaus war gefüllt bis an die Emporen.

Der Kirchenmusikchor hatte sich eingefunden und war bereit. In Reih und Glied lagen die Instrumente gestimmt auf dem Tisch. Die jungen Leute schauten erwartungsvoll und nervös von ihrem erhöhten Platz auf die dichtgedrängte Gemeinde herab. Unten bildete sich vor der Tür ein Schlange. Es gab keine Sitzplätze mehr. Doch da wurden die Türen des kleinen Saales weit geöffnet: die Gebetsgemeinschaft war zu Ende. Besonders viele hatten nicht daran teilgenommen, aber der Saal füllte sich augenblicklich, als die Türen geöffnet worden waren.

Und jetzt kamen die Pastoren.

Björnas nickte aufgeräumt nach allen Seiten, Ling dagegen ging geradeaus, mit raschen, entschlossenen Schritten. Er legte Hut und Mantel ab und begab sich in den erhöhten Vorraum. Von diesem Augenblick an hatte er Kirche und Gemeinde in seiner Gewalt. Das Ganze war ein einziger Organismus unter einem beherrschenden Willen geworden.

Der Mann da oben legte keine übertriebene Freundlichkeit an den Tag; er grüßte niemand. Er ließ den Blick lediglich über die Sänger hinweggleiten, er nahm sie sozusagen aufs Korn. Die meisten fühlten mit einem kleinen Schauer, wie sie sich der starken Macht beugten, die aus den braunen Augen leuchtete.

»Bitte anfangen!« sagte er kurz.

Sie sangen rhythmisch und laut, begleitet von den Violinen.
Ling nickte anerkennend.

»Noch eins, Freunde! Bitte noch eins!«

Es sang sich leicht; die Stimmen harmonierten gut mit den Instrumenten. Die Sänger waren inspiriert, ihr Singen und die Töne brachten die Gefühle der Gemeinde zum Mitschwingen: Chor und Gemeinde hatten sich in einem beseligenden Rhythmus gefunden.

Während des Gesanges war Ling hinter das Rednerpult getreten. Er war der eigentliche Dirigent. Er dirigierte mit der Macht seines Geistes. Die Sänger spürten das, und die Gemeinde nicht weniger. Sie waren wie weicher Ton in seinen Händen.

Der Gesang war zu Ende. Da sagte Ling ein einfaches, bekanntes Kirchenlied an, das die Gemeinde mit dem Chor gemeinsam singen sollte. Die Orgel setzte ein. Die Gemeinde sang. Als der vierte Vers zu Ende war, hob er die Hände.

»Lauter, Freunde! Lauter! Alle mitsingen! Die Orgel etwas leiser!«

Und sie sangen. Zwar sahen sie sich dabei lächelnd an – aber sie sangen. Eine Woge singender Stimmen! Wie das Brausen eines Wasserfalls. Die Orgeltöne gingen darin unter.

»Und nun noch einmal der Chor!«

Der Chor wiederholte den letzten Vers. Für einen Augenblick wollte es scheinen, als wäre man nun fertig – aber da stimmten sie alle noch einmal ein, ohne daß er sie dazu aufgefordert hätte. Ling lächelte. Er hatte sie mitgerissen.

Aber da sagte er schon:

»Wir erheben uns zum Gebet.«

Die große Gemeinde erhob sich, und das laute Geräusch ihrer Bewegungen erfüllte für einen Augenblick die Kirche.

»Björnas, Bakke und Lyngeid beten mit uns.«

Er nannte diese drei, da er ihre Namen kannte.

Björnas betete.

Bakke fuhr fort, ruhig und mit einfachen Worten.

Pause.

»Lyngeid!«

Stille.

Ling stand im Begriff, die Gewalt über die Gemeinde zu verlie-

ren. Zeichen der Unruhe machten sich bemerkbar. Doch da rettete er die Situation: Er betete selbst.

Es war ein merkwürdiges Gebet. Die Worte waren kurz und kraftgeladen; sie zitterten leicht unter der starken Bewegung, die von innen her drängte. Aber selbst das Gefühl schien der Kontrolle seines Willens zu unterliegen. Am Ende des Gebets erwähnte er den Geist des Widersachers und bat Gott, diesen zu dämpfen.

Gehorsame Seufzer im weiten Rund gaben ihm zu verstehen, daß die Gemeinde zustimmte.

Lyngeid stand Seelenqualen aus. Jetzt hatten sie ihn zum dritten Male »niedergesungen«. Wiederum war er ausgeschlossen worden.

Der Chor sang nun noch einmal, von den Instrumenten begleitet. Endlich begann die Rede. Ja, das war allerdings eine Rede! Ein Wunder der Logik – leichtfaßliche, treffende Ausdrücke, die mit Überzeugungskraft vorgetragen wurden!

Den Leuten wurden die Gegenstände greifbar vors Auge gerückt. Alles war natürlich und verständlich; ein Appell an den gesunden Menschenverstand. Dabei war die Rede mit rührenden Geschichten gespickt, so daß die Leute fast Tränen vergossen. Andere Erzählungen brachten Episoden aus dem Leben, darin der eine oder andere ein mannhaftes Bekenntnis für Christus ablegte, was wiederum bewirkte, daß die Leute ihre Ruhe wiederfanden. Auch sie wollten mutig und stark sein. Die Rede endete mit der Aufforderung, sich für Christus zu entscheiden. Sie könnten das, wenn sie es nur richtig wollten!

Ling war Taktiker. Er ließ einen anfeuernden Choral singen, wodurch die Gemeinde ihre Stimmung selbst noch steigerte. Darauf sang der Chor, und die Anwesenden fielen in den Kehrreim ein. Die Stimmung durfte keinen Augenblick nachlassen.

Daß der Abend mit der bloßen Evangelisation noch nicht zu Ende war, war allen klar.

»Wir beugen uns im stillen Gebet. Ihr Gläubigen braucht nicht aufzublicken, wenn ich die Unbekehrten auffordere, sich für Jesus zu entscheiden. Der Entschluß wird ihnen leichter, wenn sie nicht so viele Augen auf sich gerichtet sehen. Also –«

Das Geräusch von Menschen, die sich beugten, und Stühlen,

die zurechtgerückt wurden, ging wie ein deutliches Rascheln durch die Kirche.

Im nächsten Augenblick ertönte wieder Lings Stimme, mahnend und drängend.

Unten, im großen Gemeindesaal, saß eine Anzahl meist jüngerer Leute mit erhobenem Kopf. Die meisten waren wie hypnotisiert von dem starken Willen dort oben. Unter der Empore stand eine Gruppe junger Männer. Sie waren still.

»Ist jemand, der sich bekehren will? Tut es jetzt – jetzt – noch heute abend!«

»Ich möchte es«, flüsterte ein junges Mädchen seiner Freundin zu. »Du auch?«

»Nein, nein – heute abend noch nicht. Aber du kannst es ja tun!«

»Da warte ich auch noch damit.«

»Prüft euch ernstlich, junge Seelen! Denkt an die Ewigkeit! Willst du nicht Gott gehören? Entscheide dich jetzt!«

Lings Stimme wurde monoton und eindringlich.

»Da ist einer. Gott segne dich, Bruder! Noch jemand? Will sich noch jemand entscheiden?«

Ein junger Bursche flüsterte einem anderen etwas zu. Der andere nickte.

»Noch zwei! Gott segne euch, junge Brüder! Noch jemand? Ist noch jemand hier auf dieser Seite oder unter der Empore? Jemand auf dieser Seite? Denkt an den Tod! Die Zeit eilt dahin. Die Gelegenheiten werden seltener. Gerade jetzt geht Jesus vorüber.«

Ein Mädchen warf einer weiter hinten sitzenden Gruppe einen langen, hilflosen Blick zu und hob die Hand.

»Noch eine, Gott sei gelobt! Nicht noch mehr? Bedenke, daß deine erhobene Hand dein ewiges Geschick entscheiden kann!«

Unablässig tönte Lings Stimme. Sie ließ die Menschen bis tief ins Innerste erbeben. Sie entnervte und fesselte. Sie ließ die Arme emporfliegen.

»Heb die Hand, laß dich nicht vom Satan binden! Ja, so ist's recht! Noch jemand? Vielleicht auf der Empore? Ja, da sind auch zwei – nein drei. Bete, Volk Gottes, bete!«

Dordi Lyngeid saß neben ihrem Vater. Er hielt die Hände vor sein Gesicht. Sie wußte nicht recht, ob er weinte; aber sein Rücken

wurde von merkwürdigen Zuckungen erschüttert. Sie selbst war nur erschrocken, denn sie kam sich so hart und gefühllos vor. War dieser Augenblick vielleicht gerade ihre Stunde – wo sie sich doch von allen Gütern dieser Erde nichts inniger wünschte, als bekehrt zu werden? Aber es war ihr so kalt bei all der Wärme um sie her. Wie mochte es wohl in Sevrin Li aussehen? Er saß vor ihr und schien so ruhig. Sie warf einen Blick auf Bakke, der ganz vorn saß.

Indessen redete Ling in einem fort; er stellte Fragen und beantwortete sie selber.

»Dort ist einer – zwei! Also nicht mehr? Nun denn – laßt uns die Knie beugen.«

Ein Geräusch, wie wenn am Strande die Brandung verrauscht. Man fing an zu beten. Björnas und Ling gingen durch die Reihen und verharreten bei denen, die noch saßen oder standen. Diejenigen, welche die Hand emporgehoben hatten, waren in der Menge der Knienden verschwunden. Mit ihnen sprach niemand. Bei ihnen war alles in Ordnung. Jemand betete mit lauter, schriller Stimme, so daß die Worte von der Decke widerhallten. Ein anderer war kaum zu hören.

»Bekehrt euch jetzt!« hörte man Lings mahnende Stimme.

Ein Flüstern antwortete ihm.

Da fiel seine Stimme mitten in das Gebet eines andern;

»Herr, hier siehst du einen, der sich dir übergibt –«

Auch ein paar einfache Gemeindeglieder gingen von einem Unbekehrten zum anderen. Einzelne wurden sogar von mehreren besucht: einer nach dem andern stellte sich bei ihnen ein und nötigte sie im wahrsten Sinne, in die Gemeinschaft der Bekehrten einzutreten.

Endlich war nichts mehr zu erreichen. Die Stimmung wollte abebben. Ling schlug vor, ein Lied zu singen, und singend stand die Gemeinde wieder auf.

Ling richtete nun einige Worte an die Neubekehrten:

»Nun gilt es, eurem Entschluß treu zu bleiben. Draußen im Leben werden euch mancherlei Versuchungen begegnen. Halte, was du hast, daß niemand deine Krone nehme.«

Weich und liebevoll fielen seine Ermahnungen in die aufgebrochenen Herzen und ließen dort feste Entschlüsse reifen, fortan dem Herrn zu leben.

Eine ganze Gruppe Menschen aus der »Gottesgemeinde« fuhr mit demselben Omnibus die Fjordstraße hinaus.

Da war Röst mit seiner jungen Frau. In seinen Augen lag ein sonderbares Leuchten – wie von ersterbendem Feuer, das ein wenig neue Nahrung bekommen hat. Seine matt gewordene Seele hatte wieder Spannung erhalten, das beschwerliche Leben wiederum kräftig anzupacken. Fahle Blässe überzog das Gesicht seiner Frau, was wahrscheinlich mit ihrem Zustand zusammenhing. Er lächelte ihr ermunternd zu.

Sevrin Li war neben Dordi zu sitzen gekommen. Sie waren beide nicht zum Reden aufgelegt, aber Sevrin mußte Dordi oft ansehen. Das schöne Gesicht mit dem kräftigen Mund zog seinen Blick immer wieder an. Wenn sich ihre Augen begegneten, tat er, als habe er nur an ihr vorbei zum Fenster hinausgeschaut.

Lyngeid und Ling saßen nebeneinander und schwiegen. Über Lings Gesicht leuchtete noch der Widerschein von dem Feuer des heiligen Eifers, das ihn entzündet hatte. Lyngeids träumende Augen zeigten, daß er in fernen Regionen schwebte.

Sevrin stieg zuerst aus. Rasch und etwas befangen reichte er Dordi die Hand und verabschiedete sich von ihr mit einem kurzen, kräftigen Händedruck. Die warme Röte ihres frischen Gesichts wurde noch einen Schein dunkler. Zu den übrigen sagte Sevrin nur laut »Gute Nacht« und stieg aus.

Dann hielt der Bus vor Lyngeids Haus. Röst und seine Frau mußten noch ein kleines Stück weiterfahren.

Ling stand noch ganz im Zeichen der Nachwirkung des Abends. Er ging in der Wohnstube auf und ab, wo die anderen sich hingesetzt hatten, und rieb sich die Hände, als ob er fröre. Frau Lyngeid hätte nun gern erfahren, wie die Abendveranstaltung ausgefallen war, aber sie ließ das Fragen sein, als ihr Mann nur etwas Unverständliches knurrte. Sie las die Antwort aus seinem Gesicht.

Ling indessen, der ja hier fremd war, verstand das falsch, zumal er seinen eigenen Gedanken nachhing.

»Es war herrlich, Schwester! Fünfzehn Seelen heute abend! Gottes Gnade ist groß!«

Er packte Lyngeid bei den Schultern und rüttelte ihn freundlich und etwas nervös.

»Fünfzehn Seelen gerettet, Lyngeid! Fünfzehn –«

Doch der sah ihm nur traurig in die Augen und wich nicht aus.

»Es war großartig«, sagte er.

Ling ließ seine Schultern los. Plötzlich war ihm, als sei das mit den Fünfzehn gar nichts Großartiges gewesen.

»Wie hast du es nur fertiggebracht, sie in der Eile zu zählen?«

Lings plötzliche Mißstimmung war mit einem Male verflogen. Die Frage Lyngheids gab ihm seine gute Laune wieder. Er lachte kurz und erleichtert auf.

»Du mußt wissen: ich bin mit so etwas vertraut.«

Aber Lyngheids nächste Frage brachte ihn wieder in Verlegenheit:

»Glaubst du, daß es auch fünfzehn im Himmel waren?«

»Im Himmel?«

»Ja, denke an den, der da oben zählt!«

Es läßt sich mit diesem Manne einfach nicht reden, dachte Ling bei sich. Er fühlte sich gewissermassen in eine Ecke gedrängt und suchte krampfhaft nach einem Ausweg. Und er fand ihn. Sein Ton war streng, als er fragte:

»Warum wolltest du heute abend nicht beten?«

Lyngheids Augen wurden dunkler. Sein Gesicht nahm einen Ausdruck an, als leide er Schmerzen.

»Ich bin nicht gewohnt, in geistlichen Dingen Befehlen zu gehorchen«, sagte er ruhig.

»Aber ich habe dich doch nur gebeten!«

»Befehl oder Bitte – ich durfte nicht beten – und ich wollte es auch nicht.«

»Das verstehe ich nicht«, stammelte er.

Lyngheids Gesicht verzog sich zu einem schmerzlichen und müden Lächeln.

»Ling – bist du schon einmal niedergesungen worden?«

»N-nein«, entgegnete er zögernd und ließ den Mund verwundert halboffen stehen.

»Dann kannst du das auch gar nicht verstehen«, sagte Lyngeid.

XI

An einem grauen, unfreundlichen Vormittag im Februar wehte der Wind mit zunehmender Stärke aus Südost und trieb zuweilen eine kleine Schneewolke vor sich her. Aber es fiel kein Schnee von oben. Der Wind trieb lediglich sein Spiel mit dem bereits gefallenen Schnee, ohne freilich viel davon aufwirbeln zu können, denn der war hartgefroren. Im übrigen aber sah es ganz so aus, als würde es bald einen Witterungsumschlag geben. Schnee kündigte sich an, und wenn er fiel, würde Kälte nachlassen.

Frau Röst lag noch im Bett. Ein Stoß Illustrierte und Romanhefte lag über die Bettdecke und den Nachttisch verstreut. Ein paar davon waren auf den Fußboden heruntergerutscht und bedeckten zur Hälfte Stiefel und Schuhe. Der Schirm der Nachttischlampe war steil nach oben gedreht, damit die Lampe heller leuchtete.

Frau Röst lag im Bett.

In der Wohnstube prasselte das Feuer im Ofen. Stian hatte eingheizt, ehe er ins Geschäft ging, und Brennholz vor dem Ofen aufgeschichtet. Seitdem war Frau Röst ab und zu aufgestanden, um nachzulegen; und danach war sie jedesmal wieder für einen Augenblick unter die Bettdecke gekrochen.

Sie räkelte sich, einen nackten Arm unter dem Nacken, während ihre Augen die Seiten überflogen und ein gespanntes, aber zufriedenes Lächeln über ihre Züge glitt. Ein oder zweimal veränderte sie ihre Lage, um bequemer zu ruhen oder auch um einem anderen Lebewesen eine bessere Lage zu geben, wobei sie neugierig und glücklich lächelte.

Plötzlich fuhr sie zusammen, denn sie hatte einen Laut gehört: es hatte jemand an die Küchentür geklopft.

Sie legte die Illustrierte beiseite.

»Ein Bote mit einer Rechnung«, dachte sie.

Am besten, man tat, als wäre niemand zu Hause.

Es klopfte wieder.

Sie blieb liegen und horchte lange, hörte aber niemand weggehen.

Schließlich stand sie leise auf, warf ein paar Kleidungsstücke über und fuhr mit bloßen Füßen in die ausgetretenen Hausschu-

he. So leise wie möglich schlurfte sie hinaus und öffnete die Tür nach der Küche. Das sollte lautlos geschehen, aber da quietschten die Türangeln.

Es klopfte zum dritten Male.

»Wer ist denn draußen?« fragte Frau Röst.

»Ach, ich bin es nur – Agna Lyngeid.«

Frau Röst überlegte noch, ob sie öffnen sollte.

»Ich bin noch nicht richtig angezogen.«

»Aber das macht doch nichts! Mach nur auf, es ist kalt hier draußen.«

Sigrid drehte den Schlüssel um und verschwand humpelnd und fröstelnd in die Stube.

»Komm nur rein!« rief sie, ohne sich umzusehen.

Frau Lyngeid konnte gerade noch ihre nackten Beine sehen, als sie in die Stube eilte und die Tür hinter sich ins Schloß fallen ließ.

Es war nicht das erste Mal, daß Frau Lyngeid Sigrid in ihrer Wohnung besuchte. Ein Blick des Wiedererkennens glitt über den Aufwasch vom gestrigen Tage: so war das hier immer. Als sie in die Tür trat, warf sie die heiße, schwere Luft der Wohnstube bald um. Sie lehnte die Tür nur an und gelangte gerade noch rechtzeitig ins Zimmer, um drüben einen Stoß Blätter unter der Bettdecke verschwinden zu sehen. Nur diejenigen, welche die Schuhe bedeckten, blieben liegen.

Frau Röst ging dann noch einmal hinaus und schloß die Tür nach der Küche.

»Ich bin jetzt ein bißchen empfindlich gegen Zugluft«, sagte sie entschuldigend, worauf sie sich vollständiger anzog und zu Frau Lyngeid in die Stube trat.

»Du rüstest dich, wie ich sehe«, sagte letztere und deutete auf einen Stoß Hemdchen und Jäckchen, der auf der Couch lag.

»Ja, sind sie nicht süß?«

Die Rollgardine wurde hochgezogen und das Bündel Kinderwäsche ausgiebig betrachtet. Alles war von feinsten Qualität.

»Ich habe gar nicht gewußt, daß du eine so tüchtige Näherin bist, Sigrid?«

»Haha!« Sigrid lachte verlegen. »Die Sachen habe ich doch im Babymagazin bestellt.«

Agna Lyngeid sah Sigrid verblüfft an.

»Aber da kosten sie doch dreimal soviel!«

»Weiß ich nicht – die Rechnung ist noch nicht gekommen. Aber sind die Sachen nicht wirklich süß? Hier, sieh dir mal diese Windeln an!«

Frau Lyngeid sah immer noch erschrocken aus. Ihr war, als paßten die feinen Sachen gar nicht in diese unordentliche Umgebung.

»Aber kannst du denn gar nicht nähen, Sigrid?«

Frau Röst zuckte mit den Achseln.

»Nicht besonders«, sagte sie leichthin. »Es ist auch so langweilig –«

»– aber notwendig!«

Sowohl der Gesichtsausdruck von Frau Lyngeid als auch ihre Stimme waren von tiefem Ernst geprägt, als sie sich der knabenhaften jungen Ehefrau mitleidig annahm.

»Muß man denn unbedingt nähen können? Zu Hause haben wir immer alles fertig gekauft.«

»Ja, dafür ist deine Mutter auch in der glücklichen Lage, über die Pension ihres Mannes verfügen zu können. Das nimmt bei dir kein gutes Ende, Sigrid!«

»Kein gutes Ende?«

Frau Lyngeid kämpfte einen schweren Kampf mit sich selbst; sie kämpfte und betete. Schon oft hatte sie sich mit der jungen, unerfahrenen Frau einmal aussprechen wollen, aber es war ihr so schwer geworden, den rechten Ansatz zu finden. Eigentlich ging sie das ja auch gar nichts an!

»Du wirst dein Heim zugrunderichten!«

So, jetzt war es heraus!

Sigrid war beleidigt.

»Mußttest du mir das heute so eilig sagen? Du hast ja doch geklopft, als wäre wunder was los!«

»Nein, ich wollte nur mal sehen, wie es dir geht. Als ich keine Antwort von dir erhielt und den Schornstein rauchen sah, fürchtete ich, du wärest krank. Darum habe ich immer wieder geklopft. Aber ich wollte dir schon lange mal sagen, daß es bei euch schief geht, wenn du dich nicht zusammennimmst. Wir Frauen –«

Sie wurde von Sigrid unterbrochen, die laut lachte.

»Wir Frauen – hahaha! Was für ein ulkiger Ausdruck. Wir Frauen!«

Wie kann eine verheiratete Frau so kindisch sein, dachte Frau Lyngeid verwundert.

»Wir Frauen«, fuhr sie fort, »müssen darauf bedacht sein, uns die Liebe unserer Männer zu erhalten. Es ist nicht damit getan, daß wir –«

Sie senkte ihre Stimme und flüsterte ein paar verschämte Worte.

Sigrid errötete leicht, doch dann lachte sie, zärtlich und überzeugend:

»Ach, Stian hat mich doch so lieb!«

»Weißt du denn, ob das immer so bleibt?«

»Er hat es mir doch in der Kirche versprochen!«

»Die Liebe ist nicht an Versprechen gebunden. Man kann die Liebe seines Mannes mit angebrannter Suppe, halbprohen Kartoffeln – und mit schlechter Luft ertönen.«

»Ach, dann muß es mit der Liebe aber schlecht bestellt sein«, brach es aus Sigrid hervor.

»Nun, ich weiß nicht«, sagte Frau Lyngeid nachdenklich, »es gehört wohl eine sehr große Liebe dazu, ein Jahr lang in Dreck und Speck auszuhalten.«

Frau Röst warf einen verstohlenen Blick auf ihre Umgebung.

»Du mußt nicht denken, daß es bei mir immer so unordentlich aussieht«, sagte sie mürrisch.

»Nicht immer – aber fast immer!« erwiderte die andere unbeirrt.

»Mir scheint, du bist vorwitzig! Schließlich ist das ja meine Wohnung – das hier!«

Sigrids Augen schossen Blitze.

»Ja, zugegeben, ich bin vorwitzig; aber ich glaube, einen guten Grund dafür zu haben.«

»Soso! Und der wäre?«

»Daß ich dich lieb habe, Sigrid!«

Es bedurfte keiner weiteren Worte, um Sigrid weich zu stimmen.

»Ich habe nie geglaubt, daß es so schwer ist, Hausfrau zu sein«, sagte sie einlenkend.

»Das schwerste, was es gibt«, sagte Frau Lyngeid mit Überzeugung, »und noch schwerer ist es, Mutter zu sein.«

»Das habe ich mir als etwas sehr Schönes vorgestellt.«

Sigrid sagte diese Worte mit einer zarten Stimme, die wie ein erwartungsvolles Seufzen klang.

»Du bist noch nicht Mutter – das heißt: du bist es doch schon. Mutter sein heißt: Leben schenken. Du bist es schon lange.«

»Das klingt so schön, Agna.«

»Begreifst du da nicht, daß es eine ernste Sache ist? Du gibst dem Kinde etwas von deinem Leben –«

»– ich achte doch darauf, daß ich gut lebe und gut esse«, unterbrach Sigrid altklug die Sprecherin.

»Du denkst nur an den Leib. Und die Seele?«

»Die Seele? Was meinst du damit?«

»Ja, du gibst dem Kinde doch etwas von deinem ganzen Wesen.«

Das Gesicht Sigrids nahm einen einfältigernsten Ausdruck an. Der anderen entging das nicht, sie dachte indessen nur, Sigrid habe endlich begriffen; und um noch weiter nach dem Kern der Dinge vorzustossen, sagte sie:

»Ich weiß, daß du einen Stoß Wochenblätter unter deiner Bettdecke hast.«

Sigrid sah sie mit komischem Schrecken an.

»Aber die können doch dem Kind nicht schaden?« fragte sie.

Frau Lyngheid antwortete nicht gleich und überlegte noch einen Augenblick, um dann laut zu erwidern:

»Alles, was dir schädlich ist, ist auch schädlich für das Kind.«

Sigrid wurde wieder heftig.

»Aber was können mir denn die Blätter schaden?«

»So? Nichts, meinst du?«

»Nein, ich vertreibe mir doch bloß die Zeit mit Lesen.«

»Du armes Kind! Ich habe nie Zeit genug gehabt, Sigrid.«

Das Gespräch schien sich festzufahren. Frau Lyngheid merkte, daß die andere alleingelassen sein wollte.

»Kann ich dir irgendwie behilflich sein?« fragte sie.

»Nein, ich wüßte nicht! Das heißt, ja: weißt du hier in der Nähe eine Schneiderin? Haha – meine Röcke werden zu eng, ich muß sie mir weitermachen lassen.«

»Das würde ich an deiner Stelle nicht tun – denn dann mußt du sie ja später wieder einnähen lassen!«

»Und was meinst du?«

»Ja, es wird billiger, wenn du dir einen ganz einfachen Stoff kaufst. Dordi wird dir beim Nähen helfen, denke ich. Sie hat nämlich gelernt, Röcke zu schneiden.«

Frau Röst war von überströmender Dankbarkeit. Sie besprachen den Stoff und den Schnitt.

»Eine Nähmaschine hast du doch?«

»O ja. Eine Tante aus Oslo schenkte sie mir zur Hochzeit. Ich habe aber noch nie darauf genäht.«

Frau Lyngeid ging.

Sigrid stand mitten im Zimmer. Sie hatte einen neuen Anstoß bekommen. Aber wo sollte sie anfangen? Sie entschied sich für das Schlafzimmer und zog die Bettdecke von ihrem Bett.

Da lagen die Magazine.

Unschlüssig blieb sie stehen. Welches von den Heften hatte sie zuletzt gelesen? Sie begann zu suchen. Ja, das hier war es! War es noch weit bis zum Schluß? Sie blätterte. Dann guckte sie auf die Uhr. Es war erst elf. Stian kam um zwei.

Mit raschem Entschluß legte sie sich mit den Kleidern ins Bett, deckte sich zu – und las –

Um die Mittagszeit desselben Tages erhielt Stian Röst einen Brief von einem Rechtsanwalt, der einen Zahlungsbefehl gegen ihn enthielt. Insofern man Unkosten und Unannehmlichkeiten vermeiden wolle, habe die Begleichung der Rechnung innerhalb von acht Tagen zu erfolgen. Es handle sich um eine Zahlung für gelieferte Bettwäsche.

Der Brief hatte nicht den geringsten förderlichen Einfluß auf die Liebe Stians und Sigrids, wenigstens nicht während der paar Stunden, die er zu Hause war.

XII

Das Wetter schlug um. Warm und kosend umschlang der Südwind die Stadt, und der Schnee auf den Hausdächern begann zu schmelzen. Es tropfte und gluckerte überall. Draußen am Fjord, wo es sonst still und friedlich war, hörte sich das Gluckern des Wassers an wie verhaltenes Kichern, das sich die Wände entlang fortsetzte.

Der Witterungsumschlag bewirkte jedoch, daß es in den Häusern kalt war. Unten in der Bootswerft war unter den paar Männern keiner, der den Drang verspürte, »eine kurze Fünfzehn zu machen«. Wollte man warm bleiben, so hieß es zupacken.

Und sie packten zu.

Für die kommende Frühjahrssaison war allerhand zu tun. Zwei Raweelbau-Segeljachten waren bereits beschlagen. Soeben hatten sie die Dollborde aufgelegt. Die überstehenden Enden der Eichenbänder ragten rings um das ganze Boot über den obersten Plankengang hinaus.

Eine Fähr war in Arbeit. Es war das nur eine Arbeit für einen einzelnen Mann, und der sie verrichtete, hämmerte und klopfte, darauf bedacht, möglichst den Stellen auszuweichen, wo es vom Dach heruntertropfte. Und das war nicht immer leicht.

Der Kutterhobel brummte und zischte. Ein paar Männer schoben Bretter darüber hinweg. Bei dieser Arbeit konnte man sich nur schwer warmhalten; denn man stand ja da und paßte auf, während die Maschine die Arbeit verrichtete. Ein Hobelspänehaufen wuchs um die Männer, besonders um den, der die Bretter wegnahm.

In einem der Boote hantierte Sevrin. Er wollte sich an das Vernieten machen. Vorerst sah das Boot inwendig aus wie ein Stachelschwein; denn aus allen Bändern standen in Reih und Glied Hunderte von Boots Nägeln heraus. Der Aufenthalt in einem solchen Stachelschwein war den Hosen nicht zuträglich, und Sevrin sorgte sich auch bereits wegen erheblicher Narben dieses Kampfes an seiner groben blauen Arbeitshose: sie war voller Flicker und neuer Risse.

Zuerst sollten nun die Schließköpfe auf alle Niete gesetzt werden. Ein Bursche, der etwas jünger war als Sevrin, saß draußen neben dem Boot auf dem Fußboden und hielt den Gegenhalter auf die Setzköpfe der Niete.

»Na Ola, Alter, jetzt knallt's«, sagte Sevrin lachend.

Er war mit einem Hammer, einem Stück Eisenrohr und einer Anchovisdose voll Schließköpfen ausgerüstet.

»Wir fangen unten am Kiel an und gehen dann Band für Band nach oben, hier an Steuerbord achteraus. Drüben an Backbord gehen wir dann nach vorn.«

Ola kroch unter das Boot und legte sich auf den Rücken.

»Bist du da, Ola?«

»Jawohl!«

Ola pochte mit dem Gegenhalter, um anzuzeigen, daß er sich an Ort und Stelle befand; und dann donnerte Sevrins Hammer auf das Eisenrohr, und der Schließkopf rutschte langsam den Nagel hinunter, bis er auf dem Band saß. Hierauf schlug Sevrin noch einmal leicht mit dem Hammer zu, und das war das Zeichen, daß sie mit diesem Nagel fertig waren. Ola pochte gegen den nächsten, und so verständigten sich die beiden mit Hilfe des Hammers und des Gegenhalters.

Sie bewegten sich um das Boot, bis sie von der anderen Seite wieder den Bug erreicht hatten.

»Frierst du, Ola? Kann mir denken, daß es kalt ist, wenn man so am Boden liegt. Geh mal in die Frühstücksbude und leg noch etwas in den Ofen. Du kannst dich dort so lange wärmen, bis ich die Nägel abgekniffen habe. Dann nieten wir die Seite.«

Ola verschwand.

Kurz darauf kam Lyngeid.

Er musterte prüfend das Boot.

»Sieht ordentlich aus«, sagte er.

Sevrin stützte die Hand mit der Kneifzange auf den Dollbord des Bootes.

»Ich hätte dich gern mal etwas gefragt.«

»Na, dann schieß mal los, Sevrin!«

»Ja, es handelt sich um meinen Freund Elin – würdest du wohl mal mit ihm reden? Er ist so übel dran. Ich sagte ihm, daß ich dich fragen würde, ob er mal zu dir herauskommen dürfte.« Lyngeid bedachte sich einen Augenblick. Er war dankbar, daß Gott auch ihm eine Arbeit zuwies.

»Ja, aber da wird es wohl das beste sein, wenn er in die Bude herunterkommt, Sevrin? Bei mir zu Hause können wir nicht so gut allein sein, da wir doch Ling jetzt bei uns wohnen haben. Du legst gegen Abend im Essraum noch etwas nach, so daß wir uns dort noch eine Weile aufhalten können.«

»Danke, geht in Ordnung. Werde Elin über Mittag aufsuchen und –«

Lyngheid ging an der Seite des Bootes entlang nach vorn.

»Sieh mal, Sevrin, hier mußst du noch einen Nagel durch den Dollbord treiben. Die Planke will sich aufwerfen, siehst du?«

»Jawohl.«

Gegen Abend nahm der Wind an Stärke zu. Es war der Ansatz zu einem kleinen Südsturm. Wenn es im Werkschuppen einen Augenblick still war, konnten die Männer hören, wie sich die See am Ufer brach, wenn es hier in der Bucht mit ihrer geschützten Lage auch niemals große Brecher gab. Aber es konnte immerhin ganz gehörig blasen! Der große Bootsschuppen war durch ein ganzes Bündel Halteseile gesichert; denn fast wäre er einmal im Herbst über den Haufen geblasen worden.

Es war jetzt wärmer in der Werkstatt, obwohl es gewaltig zog. Beide Boote waren fertiggenietet, und Sevrin und Ola hantierten bereits an der Einrichtung: Dollbord und Backsparren waren an der Reihe. Dann kamen der Setzgang und die Back dran, später der Rahmen; aber dazu kamen sie heute nicht mehr.

Die Dunkelheit brach herein, und die Lampen wurden eingeschaltet.

Lyngeid stand an der langen Hobelbank und riß die Schweifstücke für ein paar Rettungsboote an, die in Arbeit genommen werden sollten, sobald die beiden anderen Boote von der Helling waren. Ola half ihm dabei, indem er die Kurvenschablone hielt, nach welcher Lyngeid anriß.

»Na, Ola, wie geht dir's denn?« fragte Lyngeid plötzlich.

Er lehnte an der Hobelbank, wobei er sich mit den Ellbogen nach hinten aufstützte und den Zollstock zusammenlegte. Ola stand unmittelbar vor ihm. Er wußte, worauf Lyngeid anspielte, und geriet für einen Augenblick etwas aus der Fassung. Doch dann sagte er treuherzig:

»Ach, nicht besonders!«

»Nicht besonders?«

»So ganz einfach ist das ja auch gar nicht hinzukriegen. Aber so geht es doch wohl allen, die sich bekehrt haben.«

»Was willst du hinkriegen, Ola?«

Ola lächelte siegessicher. Der Meister wollte ihn sicher bloß auf die Probe stellen.

»Wenn man sich entschieden hat, Christ zu sein, muß man doch wohl versuchen, anders zu sein als vorher.«

»Und das geht auch ganz gut?«

»J-ja! Manchmal spüre ich jedoch, daß es nicht geht –«

»Dann fluchst du, nicht wahr? Damit warst du doch früher immer sehr schnell bei der Hand.«

Ola sah ihn fröhlich an.

»Ich habe es fertiggebracht, mich zu beherrschen – seit jenem Abend, an dem ich die Hand hob«, sagte er froh.

»Aber innerlich, Ola?«

»Innerlich?«

»Ja – flucht es in dir?«

Ola wurde bedenklich.

»O ja, aber ich werde mich zusammennehmen, daß ich nicht wieder zurückfalle.«

Lyngeid sah ihn wehmütig an.

»Und du wirst doch wieder zurückfallen, Ola!«

Ola starrte ihn an, rot im Gesicht. Dann stammelte er:

»Glaubst – glaubst du nicht, daß ich es schaffe?«

»Nein«, sagte Lyngeid bestimmt.

Ola geriet immer mehr in Schrecken.

»Warum denn nicht?« fragte er, und seine Frage hatte fast etwas Flehendes, »wo ich mich doch so fest entschlossen habe!«

Lyngeid ließ den Blick in seiner ganzen warmen und liebevollen Fülle auf ihm ruhen.

»Nein, Ola, du wirst es nicht schaffen; denn du hast zu leben angefangen, noch ehe du lebendig wurdest.«

Lyngeid wandte sich und ging. Er seufzte. Stärker fuhr der Südwind durch das Bootshaus; der seufzte auch.

Ola indessen blieb stehen, total durcheinander. Ihm war ganz elend. Er pusselte noch ein bißchen an seiner Arbeit herum und wünschte, der Meister möchte wiederkommen; aber der kam nicht wieder.

Dann begab er sich in einen dunklen Winkel und machte sich dort zu schaffen. Dort wischte er sich auch noch schnell etwas aus den Augen – vielleicht war es die erste Träne über seine Sünden.

Sevrin trug Holz und Hobelspäne in den Eßraum, denn es ging auf den Abend zu.

»Wozu heizt du nochmal ein, wo wir doch bald Feierabend machen?« fragte ihn im Vorbeigehen einer der Männer.

»Ja, der Meister muß es doch warm im Operationszimmer haben!«

»Der Meister – Operations –?«

Da war Sevrin schon wieder weg.

Und dann war Feierabend.

Die Männer fegten den Abfall in eine Ecke zusammen und gingen dann, einer nach dem andern. Ola ließ den Blick lange auf Lyngeid ruhen, als er sich an ihm vorbeidrückte. Lyngeid sah es und lächelte für sich.

Sevrin war der letzte, der sich auf den Weg machte.

Mit einem Schläge war es sehr einsam in der Werkstatt des Bootsbauers. Pfeifend fuhr der Wind zwischen den Wänden und den Felsblöcken zu beiden Seiten der Bootswerft hindurch. Es war, als ob ein müder Riese atmete – unablässig und schwer.

Lyngeid tat, was er oft tat, wenn er allein war: er faltete die Hände und betete. Dabei gedachte er auch Olas. Er kam ins Grübeln. Was ihn in letzter Zeit am meisten beschäftigte, war sein eigenes Verhältnis zu Gott und seine Einstellung zu den Dingen des Glaubens. Sollte es wahr sein, daß er wirklich so ein verknocheter Pietist war, der die natürlichen Äußerungen des menschlichen Lebens für Sünde hielt? Er konnte es nicht glauben, er liebte das Leben und genoß die Schönheit der Natur in vollen Zügen. War er ein Sklave, er, der darum eiferte, daß die befreiende Kraft des Evangeliums über die Gewissen käme? War es Sklaverei, vor dem Angesicht Gottes ein heiliges Leben zu führen?

War es nicht Gottes Absicht, daß seine Erlösung dem Leben sein Siegel aufdrückte? Und hatte man nicht das Recht, vom Lebenswandel eines Menschen auf sein Herz zu schließen? Sie lachten ihn aus – die Christen lachten ihn aus – die Gemeinde lachte ihn aus. »Die Entwicklung«, sagten sie, »die Entwicklung, Lyngeid! Sie ist dir voraus. Du bist eine Kuriosität, sozusagen ein Museumsstück, mit deinen altmodischen Ansichten über das Christentum!« Ja, so redeten sie. Sogar die Ältesten.

Lyngeid hatte die Arme auf den Dollbord eines halbfertigen Bootes gestützt und murmelte leise:

»Erforsche mich, Gott, und erfahre mein Herz –«

Da hörte er hinter sich ein Geräusch. Mit einem Ruck wandte er sich um.

Da stand Elin.

»Ach, bist du da?«

Lyngeid reichte ihm die Hand.

Elin mochte an die vier- oder fünfundzwanzig Jahre alt sein. Er sah blaß aus in dem spärlichen Licht. Sein Gesicht war schlaff, und unter den matten Augen hatte er dunkle Schatten. Er war hochgewachsen und mager. Lyngeid versuchte ihm in die Augen zu sehen, was ihm aber nicht gelang.

»Du wolltest mit mir sprechen?«

»Ja, das heißt, wenn es keine —«

Er hielt verlegen inne.

»Komm, wir wollen hier hineingehen.«

Auf dem Wege nach dem Eßraum schaltete Lyngeid die Lampen bis auf eine aus.

Der Eßraum der Arbeiter war klein und niedrig. Ein leichter Geruch nach Speisen hing noch in der Luft. Sonst roch es hier überall nach Holz. In der einen Ecke stand ein Klapp Tisch; dahinter befand sich eine fest mit der Wand verbundene Bank, die über Eck ging. Ein kleines Fenster schied die Bank von dem Ofen in der gegenüberliegenden Ecke.

Der Ofen war ein winziger Herd, auf dem man Kaffeeflaschen wärmen konnte. Jetzt knisterten darin ein paar kienige Kiefernholzstückchen.

»Ja, Elin, hier ist kein Licht, wie du siehst. Aber wir werden uns schon zurechtfinden. Setz dich!«

Lyngeid deutete auf die Bank unmittelbar vor dem Ofen. Er legte noch mehr Holz an und ließ die Ofentür offenstehen.

»Es leuchtet immerhin ein bißchen«, sagte er und setzte sich auf den freien Platz im Winkel.

Elin stützte die Ellbogen auf den Tisch. Der Lichtschein aus der Ofentür warf seinen dunklen Schatten bald mit schwächeren, bald mit stärkeren Umrissen an die Wand dahinter, je nachdem, wie hell die flackernde Flamme aufleuchtete.

»Nun, Elin?«

Elin sah noch immer nach der Wand. Sein Gesicht verzog sich wie unter Schmerzen, als tue es ihm weh, zu antworten.

»Ich bin so elend«, kam es von seinen Lippen.

»Und was fehlt dir?«

Elin wollte etwas erwidern. Er machte den Mund einmal auf, schloß ihn aber wieder. Lyngeid wartete. Und plötzlich brach es aus Elin hervor:

»Ich kann nicht selig werden.«

Nach der Art, wie er das sagte, erwartete Lyngeid, daß den Worten ein Tränenstrom folgen würde. Aber der blieb aus.

»Eine ernste Sache, das«, sagte Lyngeid ruhig. »Übrigens etwas Neues.«

»Etwas Neues?«

Elin warf einen raschen Blick auf ihn, kehrte aber sein Gesicht sofort wieder nach der Wand.

»Ja, es ist etwas Neues für mich, einem Menschen zu begegnen, der nicht selig werden kann«, sagte er ruhig und ohne eine Spur von Ironie. »Ich habe immer geglaubt, einen solchen Menschen könnte es gar nicht geben.«

»Doch – hier ist einer.«

Lyngeid betrachtete ihn interessiert.

»Du siehst nicht anders aus als andere – Sünder!«

»Nein, außen sitzt es auch nicht.«

Lyngeid wurde aufmerksam. Der Bursche war tiefgründiger, als er gedacht hatte.

»Also inwendig, nicht wahr? Ja, ja – dort pflegt die Sünde zu sitzen.«

»Aber ich halte es nicht mehr aus – ich kann nicht mehr so elend herumlaufen.«

»Du bekehrtest dich an einem Abend, wie ich sah.«

»Ach, das habe ich ja so oft getan.«

»Und es hilft nichts?«

»Nein, jedenfalls habe ich nichts gemerkt.«

In seiner Antwort lag eine merkliche Spur von Verbitterung und ein wenig Trotz. Die folgenden Worte sagte er fast böse:

»Die bilden sich ein, man braucht bloß die Hand zu heben, und schon ist die Sünde weg!«

Jetzt ruhte sein Blick lange auf Lyngeid. Seine Augen wirkten rot unterlaufen; aber das waren wohl nur Reflexe der Wärme, die der Ofen ausstrahlte. Lyngeid bewegte sich vorsichtig.

»Man muß von Sünden erlöst werden«, sagte er.

»Das ist es ja gerade, was bei mir unmöglich ist!«

»Ja, bei dir mag es unmöglich sein – aber nicht bei Gott.«

»Ach – Gott kann es auch nicht!«

Lyngeid wußte schon viel von diesem Jungen. Nicht bloß, weil er ihm im Laufe mehrerer Jahre gelegentlich flüchtig begegnet war, sondern von dem Augenblick an, als Elin den Eßraum betrat; da hatte er sofort gesehen, um was es sich handelte.

Im Ofen prasselten die Holzscheite, und die Flammen tanzten unruhig. Draußen zog der Wind heulend durch enge Spalten, und das Rauschen der Brandung unten am Strand war während der Pause, die den letzten Worten folgte, bis zu ihnen hinauf zu hören.

Elin kämpfte mit einem Bekenntnis.

Sein fahles Antlitz war noch einen Schein bleicher geworden. Er starrte auf die Ofentür.

Lyngeid war ihm behilflich.

»Nein, wenn Gott uns nicht erlösen kann, dann –«

Da brach es aus ihm heraus, keuchend, wie ein Stöhnen:

»Ich fröne einem Laster –«

Lyngeid war nichts anzumerken, was auf eine Überraschung schließen ließ. Elin sah ihn forschend an, um an ihm einen Zug zu entdecken, der Abscheu ausdrückte. Statt dessen sah er geradewegs in ein Antlitz voll Mitgefühl.

Das löste seine Erstarrung. Er schlug plötzlich die Hände vor das Gesicht und weinte schmerzerfüllt und unbeherrscht, so daß die Tränen zwischen seinen Fingern hindurchtropften.

Sie leuchteten in dem Licht, das aus der Ofentüre kam.

Lyngeid ließ ihn sich ausweinen. Ohne Hast legte er ein neues Brettende in den Ofen und setzte sich wieder hin. Es wurde etwas dunkler im Raum, weil das Holz nicht gleich anbrannte, aber nach ein paar Minuten besann sich das Feuer.

Unter Knistern und heftigem Knallen züngelten die Flammen empor. Die Schatten tanzten an den Wänden und an der Decke.

Der Weinende wurde wieder ruhiger. Er schluchzte nur noch bebend wie ein Kind, das zu weinen aufhört.

»Mein ganzes junges Leben ist verpfuscht«, kam es leidvoll und leise von seinen Lippen. »Seit vielen Jahren gibt es für mich keinen glücklichen Tag mehr.«

»Ist es das Schamgefühl, das –«

»Die Scham und der Haß!«

»Der Haß?«

»Ja, der Haß gegen die, welche mich zu dem Laster verführt haben. Er glüht und brennt in mir. – O, ich könnte sie umbringen!«

Elin war weiß im Gesicht.

»Weiß Gott, vielleicht tue ich es auch noch eines Tages«, fügte er erschauernd hinzu.

»Das würde dich nicht retten, Elin«, sagte Lyngeid ruhig.

»Nein, mich kann ja auch nichts retten«, seufzte er verzweifelt.

»Doch, Elin! Jesus!«

»Nein, er auch nicht. Ach Lyngeid, es gibt ja so viele, denen es geht wie mir. Wir sind unglücklich. Wir beugen das Haupt und weinen. Man gibt unserer Seele einen neuen Antrieb, und wir kämpfen. Dann fallen wir wieder. Ach, wir beugen uns und fallen – ohne Ende. Wir schaffen es nicht, uns aus den Fesseln der Sünde zu befreien, Lyngeid.«

Lyngeid schien es, als habe er noch nie einen so unglücklichen Menschen gesehen. Die Macht der Sünde stand lebendig vor seinen Augen.

»Jesus kann dich freimachen, Elin.«

»Er kann nicht freimachen, wenn einer so einem Laster frönt – ich habe es immer wieder versucht –«

»Das ist ja gerade dein Fehler!«

Elin ließ plötzlich seinen Blick auf ihm ruhen, flehend und erschrocken zugleich.

»Was ist mein Fehler?«

»Daß du deine Anstrengungen für Gottes rettende Tat ansiehst.«

»Aber was soll ich denn tun?«

»Deine Anstrengungen aufgeben, auf deine eigene Kraft verzichten. Die Erlösung will als Geschenk empfangen und nicht erarbeitet werden!«

Elin schüttelte verwundert den Kopf.

»Aufgeben? Das ist doch, als stürze man sich kopfüber in einen Abgrund.«

»Du wirst nicht tief fallen, Elin.«

»Ach, Lyngeid, ich falle und falle –«

»– in die rettenden Arme Gottes, Elin!«

»Rettung von so etwas? Du weißt scheinbar nicht, von was für einer Sünde ich rede. Dreckig – eklig – furchtbar –.« Elin verzog sein Gesicht zu einer Grimasse des Ekels.

»Ich weiß eines, Elin: Jesus ist der Erlöser von wirklichen Sünden.«

Etwas später ließ der kleine Ofen Licht über zwei kniende Menschen fluten, die vor das Angesicht des barmherzigen Gottes getreten waren – mit Bürden, die sie selbst nicht zu tragen vermochten.

»Du kommst heute aber spät«, sagte Frau Lyngeid.

Der Tisch war gedeckt, sie warteten auf das Abendbrot. Ling lief grübelnd in der Stube umher.

»Ja, heute war noch etwas Besonderes zu erledigen«, sagte Lyngeid ruhig.

Sie konnten den Freudenschimmer nicht sehen, der auf seinem Gesicht lag, denn er hatte sich gerade über das Waschbecken gebeugt.

Das Wasser schwappte und gluckerte über seine Hände.

»Ich freue mich aufs Abendbrot, liebe Frau«, sagte er mit ruhiger Stimme.

XIII

Lings Tätigkeit hatte in der Stadt eine ziemliche Bewegung hervorgerufen. In diesen knappen vierzehn Tagen waren großartige Ergebnisse erzielt worden. Viele Menschen bekannten, ihre Sache mit Gott nunmehr ins reine gebracht zu haben. Die Kirche war jeden Abend prallvoll. Alle Kräfte der Gemeinde waren eingesetzt. Ling war der Mann, der sie anzufeuern und einzusetzen verstand. Von Müdigkeit war bei niemand die Rede, wiewohl sich die Abende lang hinzogen.

Björnas strahlte. Er empfand nicht die geringste Spur von Neid gegenüber diesem Manne, der die Stadt und die Gemeinde im Sturm eroberte. Im Gegenteil! Das alles bedeutete ja doch gerade einen großartigen Zuwachs für die Gemeinde. Er durfte sich dar-

über freuen! Und er war voll beschäftigt, die neuen Truppen zu organisieren, und zerbrach sich den Kopf, wie er neue Gruppen und Arbeitskreise auf die Beine brachte. Es galt, die jungen Menschen zu beschäftigen. Ihr Interesse mußte wachgehalten werden, sonst wanderten sie wieder ab – bestenfalls in andere christliche Organisationen.

Auch wirtschaftlich betrachtet entwickelte sich die Sache tadellos. Die Kollekten waren hoch. Ja, Mobekk hatte recht gehabt: es wurde ein gutes Geschäft, wenn man das Wort in diesem Zusammenhang gebrauchen durfte.

Und Mobekk selbst war doch ein Prachtkerl! Erst am Sonntagnachmittag hatte er ihm, Bjørnas, einen Fünzig-Kronen-Schein zugesteckt, als er inmitten einer Gruppe von Gemeindegliedern stand. Er hatte so geniert ausgesehen, der arme Kerl, als er sagte:

»Hier, Bjørnas, leg mal diese Kleinigkeit zu dem andern; habe leider heute vormittag mein Kollektenscherflein vergessen.«

Ja, das war für den Leiter einer Gemeinde schon etwas Schönes, das christliche Gemeinschaftsgefühl zu spüren, von dem sie alle beseelt waren – oder doch wenigstens fast alle.

Ein paar dunkle Punkte gab es allerdings noch. Der erste davon war Lyngeid. Ja, was sollte man eigentlich mit einem solchen Querkopf machen? Sie hatten im Vorstand darüber gesprochen. Aber da zeigte sich der zweite dunkle Punkt, und das war der Postbeamte Klas Bakke.

Man konnte sich schwarz ärgern über Bakke. Der erfahrene, ruhige, solide Mann stand unter dem Einfluß Lyngheids. Er und seine Frau führten ein Leben, das wenige Stellen zum Einhaken zeigte. Sie lebten wie Selbstgerechte, aber sie glaubten wie verlorene Sünder.

Der letzte Satz stammte nicht von Bjørnas; er hatte ihn einmal irgendwo gehört.

Doch Bakke drohte so etwas wie ein Problem zu werden. Im Grunde genommen war er ein Klotz am Bein des Vorstandes, eine Art Bremse. Daß er irgendwelche Maßnahmen gegen Lyngeid unterstützte, kam gar nicht in Frage. Man bedenke den Skandal an Lings erstem Abend! Der Bootsbauer hatte sich doch glattweg geweigert, ein Gebet zu sprechen.

Als sie im Vorstand darüber sprachen, meinte Bakke:

»Das war das einzig Richtige, mein Lieber!«

»Wie kannst du so etwas sagen, Bakke«, rief Björnas aufgebracht.

Aber Bakke ließ sich nicht einschüchtern.

»Du darfst nicht vergessen, daß wir ihn niedergesungen haben!«

»Wir, wir? Wir sind es doch gar nicht gewesen! Wenn da ein paar Leute aus dem Publikum –«

»Doch, niemand anders als wir! Der Vorsitzende ließ es geschehen. Wir sind Mitschuldige in dieser Angelegenheit. Lyngeid hat –«

»– das Recht stolz zu sein!« unterbrach ihn Björnas mit einem höhnischen Unterton.

»Meinetwegen«, sagte Bakke. »Er hat dazu das gleiche Recht wie jeder von uns. Außerdem glaube ich, daß Jesus ähnlich gehandelt hätte.«

»Jesus?«

»Ja. Er sagte doch seinen Jüngern, daß sie den Staub von ihren Füßen schütteln sollten zum Zeugnis über die, welche sie nicht aufnahmen.«

»Es steht also ein Zeugnis gegen uns, Bakke?«

»Ganz richtig. Wir werden nicht daran vorbeikommen, die Sache zu regeln.«

»Und wie soll das geschehen?«

»Wir müssen ihn wieder hinaufsingen!«

»Haha – ihn wieder hinaufsingen?«

»Ja, Genugtuung müssen wir ihm geben!«

Auf solche Ansichten konnte Bakke verfallen. Schön war es nicht, wenn solche Meinungsverschiedenheiten auch noch im Vorstand aufkamen.

Björnas mußte also behutsam und diplomatisch vorgehen, so daß keine Spaltung eintrat. Lyngeid durfte nicht angetastet werden. Eine größere Rolle spielte er ja eigentlich auch nicht im Gemeindeleben.

Björnas hatte mit Ling über die Episode mit Lyngeid gesprochen. Da hatte Ling gelacht.

»An seiner Stelle hätte ich mich auch nicht öffentlich hören lassen«, hatte er gesagt.

Er war zweifellos ein sehr eigenwilliger Pastorentyp, dieser Ling!

Aber alles, was recht ist: was hatte der Kerl doch für Schneid und Schwung! Björnas hätte gern etwas von seinem Feuer gehabt. Aber man kann eben nicht alle Gnadengaben haben wollen! Seine Gnadengabe war vor allem das Organisationstalent, wenn er sich daneben auch für einen guten Prediger halten durfte.

Die Leitung der Gemeinden war auf seine administrativen Fähigkeiten aufmerksam geworden und hatte ihm die höchsten Posten anvertraut. Seit vielen Jahren war er Vorstand des Kirchenkreises. Das machte nicht wenig Arbeit, aber auch viel Freude.

Er hatte viele Berufungen von anderen Gemeinden erhalten, aber er durfte doch wohl glauben, daß er nach Gottes Willen handelte, wenn er hier blieb, auch schon im Blick auf die Erziehung seiner Kinder.

Er war jetzt in der Lage, einen seiner Jungen bis zur theologischen Kandidatenprüfung zu unterhalten. Der würde freilich wohl einmal als Dorfpastor bei der Landeskirche landen – aber der Junge hatte ja seinen freien Willen. Eine von seinen Töchtern stand in der musikalischen Ausbildung. Und von den übrigen Jungen würde der eine wohl Ingenieur werden. Kurz: er war dankbar für seine Stelle in seiner Gemeinde.

Die Gründer der Gemeinde würden sich freilich im Grabe umdrehen, wenn sie von den Mitteln und Methoden wüßten, die man jetzt anwandte, um das Wachstum der Gemeinde zu fördern. Aber sie waren eben Kinder ihrer Zeit, die Alten, und wußten es nicht besser. Gott sei Dank ging die Gemeinde mit der Zeit, wenn sie auch ein bißchen schwerfällig war.

Nur Lyngeid und seine Gesinnungsgenossen waren zu spät auf die Welt gekommen. Sie hätten gut in die Zeit der Väter gepaßt, in die Zeit der Väter der Gemeinde.

Das Christentum hatte damals einen düsteren Anstrich. Heutzutage war man freier und großzügiger. Der Sonntag der Väter zum Beispiel war ein stiller, um nicht zu sagen langweiliger Tag mit Gottesdienst und Ruhe. Jetzt war der Sonntag eine Lust und Freude für die Jugend. Und das traf nicht nur auf den Sonntag zu,

sondern verhielt sich mit fast allen Dingen so. Ach, es war doch etwas Schönes, wenn man seine Kraft einsetzen und die Sache vorantreiben durfte – wenn einer das Leben aus dem Leichentuch der Alten wickelte.

Er hatte immer ein Auge für die Bedeutung der Erweckung gehabt. Erweckung mußte sein, dann und wann, wenn das Gemeindeleben blühen sollte. Deshalb hielt er ständig Ausschau nach Erweckungspredigern; denn diese Fähigkeit ging ihm etwas ab. Man hatte ihm vorgehalten, er »mache in Erweckung« – wie sich ein Kaufmann auf eine Spezialität wirft, um das ganze Geschäft zum Blühen zu bringen. Aber ein Diener des Herrn mußte solche Anwürfe mit Geduld hinnehmen!

Das größte Problem der Zeit war ohne Zweifel die Jugend. Die galt es zu gewinnen. Was war eine Gemeinde ohne Jugend? Sie hatten in der »Gottesgemeinde« eine gesegnete Anzahl Jugendlicher. Dafür donnerte man aber auch nicht ständig von der Kanzel gegen Sünde, wie es früher üblich war.

Die lieben Jungen und Mädchen! Sie würden sich doch von so etwas abgestoßen fühlen. Ein so tiefgründiges Sündenbewußtsein war ja bei ihnen gar nicht vorauszusetzen – wo sie doch im Grunde so harmlos waren! Die Alten verlangten von ihnen, daß sie unter der Last der Sünde seufzten und jammerten. Und dann sollten sie über die Erlösung jubeln! Aber unsere kultiviertere Zeit setzte den starken Gefühlsausbrüchen doch wohl einen Dämpfer auf. Das Christentum hatte einen nüchterneren Charakter angenommen, jedenfalls im Hinblick auf das Sündenbewußtsein! Im großen und ganzen war die Jugend vielleicht besser als früher. Gewiß, sie schlugen sich und vertrugen sich, sie rauchten Zigaretten und badeten gemeinsam. Aber war das nicht geradezu der Beweis ihrer großen Unverdorbenheit? Sie putzten sich ein bißchen heraus, aber das durfte man nicht so tragisch nehmen. Er, Björnas, würde sich jedenfalls nicht dazu hergeben, sie mit übertriebenen Forderungen aus der Gemeinde zu vertreiben.

Ja, man mußte unter der Jugend Milde walten lassen, dann ging es schon. Besonders mußte man darauf achten, daß sich die Jungen und Mädels nicht langweilten. Sie waren ja doch auf der Suche nach etwas, das sie aufmunterte. Was war natürlicher, als

daß die Kirche ihrem gesunden Verlangen entgegenkam. Man mußte zu Nutz und Frommen des Reiches Gottes Spiele und Vergnügungen ansetzen und die Jugend damit an die Gemeinde fesseln. Man durfte wohl kaum erwarten, daß das ganze Leben der jungen Menschen von geistlichen Dingen ausgefüllt war.

Er beschäftigte sich in Gedanken stark mit der Gründung von ein paar Gymnastikkreisen und der Einrichtung eines Wochenabends, an dem man eine Tasse Kaffee trinken, etwas vorlesen und ein paar Gesellschaftsspiele veranstalten würde. Und dann würde das Ganze mit einer kurzen Andacht beschlossen.

Nun, er würde ja im Herbst sehen, was sich machen ließ. Vorläufig hieß es, sich dranhalten, solange der Wind der Erweckung wehte.

So dachte und redete Björnas zu Hause, wo seine Frau wie ein Echo Ja und Amen dazu sagte und die großen Kinder ihre Freude an ihrem so freisinnigen und verständnisvollen Vater hatten. Die Kinder nahmen an der Arbeit in der Gemeinde teil. Sie hatten also ja zu Jesus gesagt.

XIV

Pastor Ling hätte es woanders nicht besser treffen können als bei Lyngheids. Die eine Stube gehörte ihm ganz. Der Kasten mit Brennholz war reichlich gefüllt. Dafür sorgte Per. Frau Lyngheid war eine gute Köchin. Sie lebten einfach, aber gut. Sowohl die Frau als auch Dordi begegneten ihm mit einer frischen Freundlichkeit, einer Freundlichkeit, die sich nie auf Höflichkeiten beschränkte. Die Kinder waren weder Engel noch Räuber. Sie waren Kinder. Zuweilen gab es an ihren Lebensfäden Knoten, aber die wurden gelöst. Meistens ging das mit freundlichen, überzeugenden Worten. Bei anderen Gelegenheiten mußten stärkere Mittel herhalten. In der Regel genügte ein strenges Wort. Nur ein einziges Mal war es Ling, als habe man den Stock gebraucht. Aber darüber sprach natürlich niemand.

Solch einen guten Geist hatte er bisher nirgendwo verspürt, ausgenommen bei sich zu Hause.

Das heißt: Lyngeid hatte dafür gesorgt, daß er auch ein paar schlaflose Nächte hatte. Während der ersten Nacht, die er in seinem Hause war, grübelte er über die Frage: Glaubst du, daß es auch im Himmel fünfzehn waren?

Es war ihm da aufgegangen, daß man seine irdische Bahn vom Himmel aus verfolgte. Gott war ihm in jener Nacht so nahe – und ihm war gar nicht wohl dabei! Nein, ihm war nicht wohl in Gottes Nähe! Dabei war er ein Kind Gottes und ein Diener des Herrn.

Das war freilich nicht so zu verstehen, daß die schlaflosen Nächte etwa seinen Mut und Eifer in den Erweckungsgottesdiensten gedämpft hätten. Nein, er war in voller Tätigkeit. Aber wenn er dann abends nach Hause kam, konnte er sich nicht mehr so richtig über die Resultate freuen.

Lyngeid konnte er die Schuld nicht geben; denn der tat nichts, was seine Begeisterung gemindert hätte.

Er, der Pastor, hatte anfangs gegenüber Lyngeid gern den Pastor ein bißchen herausgekehrt. Aber komisch: so »peu à peu« wurde er immer kleiner. Er war soweit gelangt, daß er Lyngeid für einen merkwürdigen Mann hielt. Zuweilen ertappte er sich bei dem Gefühl, daß seine Seele mächtig zu diesem Manne hingezogen wurde. Es waren zwei verwandte Seelen, die sich anzogen. Die Anziehung erfolgte zwar zuweilen wie zwischen negativer und positiver Elektrizität: sie verursachte knisternde Blitze und gelegentlich einen Donnerschlag, aber sie endeten in der Regel in einem wohltuenden Regen.

Ling war in vielen Dingen unsicher geworden. Es gärte und brandete in ihm. Aber in den Abendversammlungen war er nach wie vor das Zirkusferd, das seine gewohnten Kreise in der Manege zog.

An einem Abend wurde er in eine erhabene Höhe hinaufgetragen – und tief erniedrigt.

Aus Lyngheids Haus waren nur er und Dordi in die Kirche gegangen. Er kam allein nach Hause. Dordi war im Bus nicht zu sehen gewesen; vermutlich ging sie mit Sevrin zu Fuß.

Bei Lyngheids gab es nach der Abendveranstaltung noch einen kleinen Imbiß, wozu man sich in die warme Küche setzte: Ling und die Eheleute. Der Pastor berichtete von der Versammlung, aber mit vorsichtig gehaltenen Worten, wie immer seit einiger

Zeit. Man hatte ein volles Haus gehabt – selbstverständlich. Viele hatten sich Gott ergeben. Zahlen wurden nicht genannt. Außerdem hatten Glaubenszeugen gesprochen. Ergreifend hatte sich das angehört. Unter anderen war da einer gewesen, den sie Elin nannten. Den hätte Lyngeid hören sollen! Sicherlich hatte er ein gewaltiges Erlebnis gehabt. Sein Zeugnis über Gottes Erlösung hatte sich wunderbar angehört.

»Gott hat schon etwas vor mit uns in unseren Versammlungen«, sagte Ling aufgeräumt.

Lyngeid sah grübelnd vor sich hin, entgegnete aber nichts.

»Denk nur, der Elin«, sagte Frau Lyngeid voller Freude.

»Der arme Kerl hat sich so lange herumgequält.«

»Aber nun ist er gerettet«, stellte Ling fest, als gälte es, dem Gedanken den notwendigen Nachdruck zu verleihen, daß es heute abend geschehen war.

Da kam Dordi.

Sie hörten sie auf dem Flur herumhantieren, wo sie den Mantel ablegte und den Schirm in den Ständer stellte. Dann kam sie herein.

»Guten Abend«, grüßte sie.

Lyngeid und seine Frau stutzten. Sie hörten nicht bloß die gesprochenen Worte. Die hellhörigen Ohren der Eltern verspürten das klopfende Herz hinter den Worten, eine Stimmung im Klang der Laute.

Dordi lächelte wie immer und doch auch wieder nicht wie immer. Das Gesicht war warm und rot nach dem Fußmarsch in der frischen Luft. Die Haarrolle in ihrem Nacken schob sich mit ihrer Rundung nach ihren kleinen und wohlgestalteten Ohren. Aber es waren die Augen, an denen der Blick der Eltern haften blieb. In diesen Augen schien die Sonne.

Vater und Mutter hatten sich erhoben. Sie hatten kaum die Frage heraus: »Aber was ist denn, Dordi?«, als diese auch schon jubelnd rief:

»Mama – Papa –«

In vier Augenpaaren blinkten Tränen.

Ling jubelte in seinem Herzen. Nun würde Lyngeid doch wohl seine vorbehaltlose Zustimmung zu all dem geben, was sich gegenwärtig in der Gemeinde tat.

Er war so froh! Daß Gott ihn zum Segen für dieses Heim gebrauchen wollte, das er so liebgewonnen hatte – wie groß war das! In seinem Eifer und seiner Freude merkte er gar nicht, daß er gewissermaßen die Kollekte in die eigene Tasche steckte.

Er reichte allen der Reihe nach die Hand und drückte sie mit überströmendem Gefühl. Von seiner Seite aus betrachtet war das so etwas wie ein Friedensschluß.

»Seit letztem Herbst ist es mir besonders schwer geworden, Papa«, sagte Dordi. »Du erinnerst dich doch des Abends nach dem Jahresfest?«

»Des Abends, als – als –«

»Ja, gerade dieses Abends«, lachte sie. »Du fragtest mich, ob Jesus in mir wohne oder draußen stehe. Erinnerst du dich Papa?«

»Ja, Dordi.«

»Diese Frage hat mir schwer zu schaffen gemacht, und seitdem hat Jesus an meine Tür geklopft – eigentlich hat er donnernd dagegengeschlagen.«

Dordi war also nicht durch sein, Lings, Wort erweckt worden! Nun ja – einer sät und ein anderer erntet.

Es war spät geworden. Ling stand auf, um in sein Zimmer zu gehen. Eine Frage interessierte ihn indessen noch:

»Was gab eigentlich heute abend bei dir den Ausschlag, Dordi?«

Seine Stimme hatte einen milden Klang.

Das Mädchen gab bereitwillig Antwort:

»Erinnern Sie sich des alten Mannes, Herr Pastor, der direkt unter dem Fenster saß?«

»Ja«, sagte Ling gespannt, »der die Brille ganz vorn auf der Nase hatte?«

»Es war Schuhmacher Thorild, Papa«, sagte Dordi, zu ihrem Vater gewandt.

»Er legte ein Glaubenszeugnis ab«, fügte Ling erklärend hinzu.

Seine Stimme war matter geworden und ein wenig beklommen.

»Ja«, sagte Dordi. »Er las eine Bibelstelle vor, und da habe ich es begriffen.«

»Und welche war das?« fragte Lyngeid.

»Der uns geliebt hat und gewaschen von den Sünden mit seinem Blut.«

Langsam wandte sich Lyngeid nach Ling um.

»Da siehst du es«, sagte er voller Freude. »Das Wort Gottes ist es, das lebendig macht!«

Ling war, als enthielten die einfachen Worte einen Stachel.

Er sagte »Gute Nacht« und ging in seine Stube.

Aber was für eine Nacht wurde das!

»– von einem Schuster aus dem Felde geschlagen!«

Mit einer Art Galgenhumor bezog er das Wort auf sich.

Ling war nie ein Snob gewesen. Er legte nichts Herabwürdigendes in das Wort »Schuster«; das Komische und Furchtbare aber war, daß er, Pastor Ling, nach der Ehre geangelt hatte, eine Seele gerettet zu haben; und dann stellte sich heraus, daß Gott als sein Werkzeug einen alten Schuhmacher gebraucht hatte. Gott hatte ihn hinter einen alten Schuhmacher zurückgestellt! Und wie hatte er über diesen Schuhmacher gedacht: »Wenn er sich doch bloß wieder hinsetzen wollte, der alte Trottel!«

Den also hatte Gott brauchen können. Wie er sprach, der Alte! Ja, eigentlich sprach er gar nicht. Er sagte bloß, Jesus habe die Macht, Gefangene frei zu machen. Er habe es mit ihm so gemacht. Und dann las er die Bibelstelle.

In dieser Nacht weinte und betete Ling. Er war aufgewacht – erschreckt über seine furchtbare Verantwortung als Seelsorger.

XV

Ling ging einher wie unter einer Betäubung. Die schlaflose Nacht und sein Seelenkampf hatten ihm hart zugesetzt.

»Ist dir nicht wohl?« fragte Lyngeid teilnahmsvoll, als er zur gewohnten Zeit am Frühstückstisch saß.

»Ich hatte eine schlechte Nacht«, sagte Ling bloß. »Vielleicht war es auch eine gute«, setzte er noch geheimnisvoll hinzu.

»Jedenfalls habe ich nicht geschlafen.«

Lyngeid fragte ihn betroffen, ob er etwa nicht gut auf der Couch liegen könnte oder ob er friere. Er könnte gern noch eine Decke bekommen!

»Nein, das ist alles in bester Ordnung«, beruhigte er ihn rasch.
»Aber da ist etwas, das –«

Mehr konnte er nicht sagen.

Während des Vormittags versuchte er den Text des Abends zu studieren. Ihm war zumute, als kaue er kleine Steine. Etwa eine Stunde versuchte er das, dann spuckte er das ganze aus und machte einen kleinen Spaziergang. Aber auch der tat ihm nicht gut, obwohl strahlender Sonnenschein auf den fast menschenleeren Straßen lag. Er war zu müde.

Am Mittagstisch war er einsilbig. Er versuchte mit Tordis zu plaudern, die sein erklärter Liebling geworden war. Aber es wollte nicht recht gehen. Seine Augen hingen oft an Dordi, die still und glücklich bei Tisch aufwartete. Lyngeid traf keine besonderen Anstalten, den Gast zu unterhalten. Freundlich und schlicht fielen seine Worte – und zuweilen fröhlich. Er neckte seine Frau damit, daß sie umso jünger aussähe, je älter sie würde. Sie wurde rot und lachte.

»Nicht wahr, Tordis, wir haben doch eine prachttvolle Mama?«

»Jedenfalls die bisher beste«, sagte der kleine Schalk und bemühte sich, eine gleichgültige Miene zur Schau zu tragen. Sie horchten auf. Wo in aller Welt mochte die kleine Krabbe wohl diesen Ausdruck aufgeschnappt haben? Aber dann platzten sie alle heraus und lachten, Tordis ausgenommen, die ihre Rolle mit Haltung spielte.

Ling trocknete sich die Augen. Es tat übrigens gut, ein bißchen Wasser in die Augen zu bekommen; denn sie waren den ganzen Vormittag so trocken gewesen.

»Das hat sie vermutlich draußen gehört«, sagte Per mit dem Tone eines Erwachsenen und sah seine kleine Schwester mit den Augen des Beschützers an.

Doch diese entgegnete mit einem pfißigen Augenzwinkern:
»Das hast du doch selber von deinem Schlitten gesagt, Per!«

»Per, Per!« lachte Lyngeid. »Du bist mir schon einer! Du hast doch noch nie einen anderen Schlitten gehabt?«

»Nein«, sagte Per und blinzelte Ling zu, »darum ist es ja doch auch mein bisher bester!«

Als Lyngeid nach dem Mittagessen wieder ging, folgte ihm Ling.

Lyngeid drehte sich um und sah ihn fragend an. Wie er aber den Blick so auf ihm ruhen ließ, huschte ein Lächeln mit einer Spur von Sorge über sein Gesicht.

»Ich möchte gern ein paar Worte unter vier Augen mit dir reden, wenn du heute abend von der Arbeit kommst – noch vor der Versammlung!«

Die beiden Männer standen sich gegenüber, jeder ein Starker auf seinem Gebiet. Aber Lyngeid entging nicht, daß der andere zusammenzubrechen drohte.

»Ich werde etwas früher heimkommen«, sagte er.

»Nein, nein«, bat Ling, »wegen mir sollst du die Arbeit nicht unnötig abkürzen.«

»Ach, die wird schon noch fertig«, meinte Lyngeid.

Er ging rasch den Hang hinunter nach der Bootswerft.

Ling ging in sein Zimmer. Er war müde! Schmerz bohrte hinter seiner Stirn. Er ließ sich auf das Lager fallen, um zu schlafen. Es war aber nur ein kurzer Schlummer, dann mußte er sich wieder erheben. Er versuchte zu arbeiten, fand aber keine Ruhe dazu. Ein Gedanke hatte ihn die ganze Nacht nicht losgelassen, und nun nahm dieser Gedanke im Laufe des Tages die Form eines drastischen Entschlusses an. Ling ging im Zimmer auf und ab. Jetzt blieb er stehen und zählte etwas an den Fingern ab. Wieviel Tage war er schon hier? Sechzehn. Nein, er hielt keinen vollen Monat durch!

Der Nachmittag schlich dahin. Rot und strahlend ging die Sonne unter und vergoldete den Fjord und die Holme, die Ling von den Stubenfenstern aus sehen konnte.

Langsam senkte sich die Dämmerung herab.

Da hörte er, daß Lyngeid gekommen war. Er wollte sich wohl waschen und umziehen, ehe er sich an den Abendbrottisch setzte.

Ja, so war es. Als Frau Lyngeid anklopfte und zum Essen bat, hatte Lyngeid bereits die Kleider gewechselt. Tiefer Ernst lag auf den Gesichtern der beiden Männer. Tordis brachte etwas Leben in das Ganze, indem sie erzählte, wie »schön sie gespielt hätten«, sie und die »Kinder«.

»Mädchen können doch gar nicht spielen«, sagte Per.

»Ist das wahr, Mama?« fragte Tordis.

Aber Mutter konnte sich nicht recht erinnern, denn es war schon so lange her, daß sie selber einmal gespielt hatte. Als sie sich bedacht hatte, meinte sie, es könne schon möglich sein. »Du mußt Dordi mal fragen. Bei ihr ist es noch nicht so lange her, daß sie spielte.«

»Umgekehrt, die Jungs können nicht spielen«, sagte Dordi foppend.

»Bah!« machte Per.

Die Männer lächelten zu dem Geschwätz der Kinder, aber sie waren mit ihren Gedanken bereits bei ihrem Gespräch. Sie blieben nicht länger als nötig am Tisch sitzen. Lyngeid nickte seiner Frau zu, worauf sich die beiden Männer in die Stube begaben und die Tür hinter sich schlossen.

Nur ein Wandlämpchen sandte seinen schwachen Schein aus einer Ecke. Sie nahmen zu beiden Seiten des behaglich wärmenden Kachelofens Platz.

Einige Minuten starrten die beiden vor sich hin. Dann brach es heftig aus Ling heraus:

»Sage mir doch, was an meiner Verkündigung falsch ist.«

Lyngeid war vorbereitet und nahm es ruhig hin, jedoch mit einem energischen Zug in seinem Gesicht.

»Ist denn etwas falsch daran?« fragte er. »Das heißt: kommt es dir so vor?«

»Ja, aber ich weiß nicht, was es ist.«

»Wenn ich dir jetzt antworte, so vergiß bitte nicht, daß du mich darum gebeten hast.«

»Nein.«

Lynguids Augen waren hart wie Stahl, aber doch wie Stahl, der im Begriff stand, von der Glut der Liebe heiß zu werden.

»Du betreibst religiöse Fabrikarbeit.«

Kraftvoll und unbarmherzig fielen diese Worte, und Lings energisches Gesicht straffte sich.

»Und was fabriziere ich?« fragte er scharf zurück.

»Törichte Jungfrauen!«

Lings Augen schossen Blitze, und seine Stimme zitterte, als er sagte:

»Weh mir, wenn das wahr ist!«

»Ja, weh dir, wenn das wahr ist!«

Sie maßen sich mit den Augen, die beiden Streiter.

»Weißt du auch, was du damit sagst, Lyngeid?«

»Ja!«

»Du mußt damit vor Gott bestehen!«

Lyngeid zögerte einen kurzen Augenblick mit der Antwort, doch dann sagte er mit Nachdruck:

»Ich wage es.«

»Dann mußt du mir es auch erklären!«

»Ja, wenn ich es vermag.«

»Du mußt! Du hast eine zu große Verantwortung auf dich genommen, als daß du dich ihr entziehen könntest. Deine Worte und dein Wesen haben mich in den Tagen, die ich in deinem Haus verbrachte, unruhig – ja, unglücklich gemacht!«

Lyngeid betete in seinem Herzen.

»Was törichte Jungfrauen kennzeichnet«, sagte er dann, »ist, daß sie Bekenntnisse ablegen, in denen kein Leben ist. Bekenntnisse können sich die Menschen selber zurechtmachen. Leben kann nur Gott erwecken. Deine Verkündigung schafft wohl Bekenner, aber es wird aus ihr kein Mensch zum Leben erweckt.«

»Und warum nicht?«

In seiner Ereiferung und seinem Schrecken beugte sich Ling dem anderen weit entgegen. Lyngeid zögerte wieder kurze Zeit, um dann tiefgründig zu entgegnen:

»Es ist kein Evangelium drin.«

Ling sprang von seinem Stuhl auf und lief erregt im Zimmer auf und ab.

»Bist du mir böse?« fragte Lyngeid.

»Nein«, antwortete Ling erregt, »aber es ist so furchtbar schwer, still sitzenzubleiben, während du mich tötetest.«

Lyngeid sah nicht aus wie ein Mörder, wie er so dasaß – die Augen naß von Tränen. Er ließ den anderen auf- und abgehen, bis er wieder zur Ruhe kam.

Ling setzte sich wieder und sagte hart:

»Ich verkündige also kein Evangelium?«

»Nein, denn dein Ausgangspunkt ist falsch!«

»Und wovon gehe ich aus?«

»Davon, daß der Mensch nicht verloren ist.«

Ling stieß die Luft zwischen den Lippen hindurch, so daß es wie ein Pfeifen klang.

»O – ich mache also den menschlichen Charakter und Willen zu wenig herunter!«

»Jawohl! Du gehst davon aus, daß der Mensch im Grunde genommen gar nicht so schlecht ist. Gott braucht nur das Gute in ihm zu entfachen und zu veredeln, dann –«

»Aber es gilt doch, dem schwachen Willen eines Menschen aufzuhelfen«, unterbrach ihn Ling hitzig.

Da setzte Lyngeid plötzlich seinem Gegner das Messer an die Kehle:

»Bist du selber wiedergeboren, Ling?«

»J-a! Das will ich doch meinen!«

»Und wie geschah das bei dir? Durch eigene Willensanstrengung oder die Tat Gottes?«

»Du redest ja Unsinn, Lyngeid«, sagte Ling aufgebracht, »das ist doch beides vollkommen dasselbe. Gott stahlte meinen Willen – das ist ja doch eine Tat Gottes!«

»Geboren vom Willen eines Mannes«, sagte Lyngeid schwer.

»Vielleicht eine törichte Jungfrau?« fragte Ling, dem die Hände zitterten.

»Wahrscheinlich. Jetzt begreife ich jedenfalls besser als zuvor, wie die Fabrikation läuft.«

»Fabrikation!« Fast schnarrend rief es Ling. »Aber du siehst doch, daß mit den Menschen etwas geschieht. Sie werden geboren –«

»Auch ein Sklave wird geboren!«

»Was?«

»Auch ein Sklave wird geboren. Abraham mobilisierte die letzten Reste seiner Manneskraft und schenkte sie einem jungen Weibe, das die menschlichen Voraussetzungen hatte. Das Ergebnis war ein Unfreier.«

»Aber ich verstehe nicht –«

»Nein, das ist eben dein Fehler. Du kratzt die letzten Reste des menschlichen Ichs zusammen. Dann bläst du den Geist der Hypnose oder Suggestion in den Schrotthaufen. Und so entsteht religiöses Leben im alten Menschen. Ein Unfreier wird geboren ...«

Ling stöhnte. »Und das soll also mit all denen geschehen sein, die sich in diesen Versammlungen vor Gott beugten?«

»Das weiß ich nicht«, entgegnete Lyngeid ruhig. »Vermutlich wird mancher gerettet, trotz deiner Verkündigung, indem er nunmehr von Gott geführt wird.«

Ling nahm seinen Marsch über die Dielen wieder auf, gesenkten Hauptes und mit den Händen auf dem Rücken. Kurz darauf blieb er vor dem Fenster stehen und starrte in die Dunkelheit hinaus. Er nahm das Taschentuch aus der Tasche und schneuzte sich, aber Lyngeid sah, daß er sich auch ein bißchen über der Nase zu schaffen machte.

Es dauerte lange, ehe Ling sich wieder umdrehte, doch schließlich kam er wieder an den Ofen und setzte sich.

»Erkläre mir, wie die Wiedergeburt vor sich geht.«

Lynguids Stimme klang wieder mild, als er begann.

»Ja, siehst du, Ling; du sprichst davon, daß es darauf ankommt, den Willen des Menschen anzufeuern und zu stählen. Aber Gott will unsern guten Willen nicht.«

»Was sagst du da?«

»Ja, Gott will den guten Willen des Menschen nicht. Denn der Wille des Menschen ist böse, er ist verloren. Erst dann, wenn der Mensch unter dem Druck des Heiligen Geistes kraftlos, ja, getötet wird, kann ihm Gott mit seiner wiedergebärenden Kraft begegnen. Denn Gott vermischt seine Kraft niemals mit der Kraft der Menschen. Gott schafft einen neuen Menschen. Du weißt doch, wie es Jesus mit Nikodemus machte. Er zerpflückte ihn Stück für Stück, und als Nikodemus völlig ausgezogen war, sprach Jesus zu ihm von dem, der am Kreuz erhöht werden würde. Hörst du, Ling, es war das Wort von ihm, das Nikodemus zur Wiedergeburt verhalf. ›Als die da wiedergeboren sind nicht aus vergänglichem, sondern aus unvergänglichem Samen, nämlich aus dem lebendigen Wort Gottes, das da ewig bleibt — das aber ist das Wort, das unter euch verkündigt ist.‹ Ach Ling — du hast den Menschen eine reiche Fülle von Anregungen gegeben — Anregungen für den alten Menschen; aber du hast versäumt, ihnen das Wort des Evangeliums zu predigen, das eine Kraft Gottes ist, die da selig macht alle, die daran glauben.«

Ling hielt die Hände vor das Gesicht. »Ich bin in die Tiefe gestossen«, brach es aus ihm heraus. »Gott helfe mir.« Und ein wenig später: »Ich halte heute meinen letzten Abend hier bei euch, Lyngeid.«

Nun war Lyngeid an der Reihe, aufzufahren.

»Was sagst du da?« rief er.

»Ja, seit der letzten Nacht steht das für mich fest. Ich kann nicht mehr. Ich muß nach Hause, um erst einmal mit mir selber ins reine zu kommen.«

»Ist es dir wohl klar, daß man mir die Schuld geben wird, Ling? Und ich habe bereits genug zu tragen.«

»Ich weiß, Lyngeid, aber ich kann nicht anders. Du hast ebenfalls eine große Verantwortung. Als vernünftiger Mann mußt du die Konsequenzen aus deiner Lehre ziehen können. Mich hast du in Not gebracht. Jetzt brauche ich Erleuchtung und – Erlösung.«

Im allerletzten Augenblick kam Ling mit seinen Wirtsleuten in die Abendversammlung. Der Instrumentalchor hatte bereits begonnen.

»Bist du krank, Ling?« fragte Björnas, unmittelbar nachdem sie sich begrüßt hatten.

»Ja, krank an Leib und Seele«, antwortete er.

Björnas sah ihn verständnislos und erschrocken an.

»Heute abend mußt du die Leitung der Versammlung übernehmen«, fuhr Ling fort, »ich kann es nicht.«

»Du bist wohl nicht gescheit?« sagte Björnas. »Nein, nein – nimm dich mal zusammen – das hieße doch, diese gewaltige Versammlung zum besten halten!«

»Ich tue es nicht«, erklärte Ling kurz.

Da übernahm Björnas die Leitung.

Er versuchte, in Lings Fusstapfen zu treten. Ling sah weg – er konnte Björnas nicht ansehen. Anhören mußte er ihn ja. Großer Gott, wie oberflächlich sich das anhörte! Es war ein unablässiger Appell an die gute Laune der Leute. Wie sie sangen! Eigentlich war das gar kein Singen. Kein Wort war dabei zu vernehmen – lediglich brausende Akkorde und Harmonien. Hatten sie hier

wirklich jeden Abend so gesungen? Das war ja die reinste Seelenbetäubung!

Und nun mußte Ling hinauf hinter das Rednerpult.

Er kämpfte mit den Tränen, als er sprach. Er hatte ihnen ja nichts zu sagen. Nur ein paar gewohnheitsmäßige Phrasen kamen aus seinem Munde. In einer Viertelstunde war er fertig, in Schweiß gebadet.

Björnas begab sich hinauf und entschuldigte ihn. Er wäre nicht ganz gesund. Man müsse hoffen, daß es ihm morgen besser gehe. Sie sollten versuchen, dem Abend trotzdem das Beste abzugewinnen.

»Und nun hören wir noch ein paar Lieder.«

Björnas ging wieder hinunter und setzte sich neben Ling, während die Musik einsetzte.

Da flüsterte ihm Ling etwas zu. Björnas fuhr zusammen und erhob sich halb von seinem Sitz, Ling erschrocken anstarrend. Dann schüttelte er energisch den Kopf. Ling flüsterte wieder etwas. Björnas protestierte. Ling blieb unnachgiebig. Björnas sprach mit den Ältesten. Auch die fuhren zusammen. Die flüsternde Konferenz nahm ihren Fortgang, als die Musik plötzlich aufhörte.

»Noch etwas«, bat Björnas nervös.

Die Ältesten drängten sich um Ling, was in der Gemeinde einige Aufmerksamkeit erregte. Viele machten lange Hälse, um herauszubekommen, was da vorn eigentlich los war.

Dann begann wie immer der zweite Teil der Abendversammlung, aber daraus wurde nichts. Die Stimmung war flau. Noch ein Lied!

»Ja, ja – das mußt du ihnen dann schon selber sagen, Ling!«

Björnas war so irritiert, daß er es fast in einem unhöflichen Ton sagte.

»Jawohl«, entgegnete Ling und begab sich hinauf zum Rednerpult.

Er wolle sagen, wie es um ihn stehe. Er sei in eine schwere geistliche Krise geraten, die eine Lösung erforderte. Er finde es daher nicht richtig, zu anderen über Dinge zu sprechen, die ihm selber unklar wären. Kurz: er bitte die Gemeinde herzlich um Entschuldigung, aber dies wäre sein letzter Abend in ihrer Kirche gewesen. Er für seine Person möchte der Gemeinde danken.

Für einen Augenblick war die Gemeinde wie ein brausendes Meer. Man flüsterte und nickte und rückte unruhig hin und her.

Es wurde noch ein Liedvers gesungen, worauf sich die Kirche langsam zu leeren begann.

Hinten an der Tür stand Lyngeid und wartete auf seinen Gast. Björnas stürzte auf ihn los, als wollte er ihn umrennen.

»Das ist dein Werk, Lyngeid!« Er schrie es fast heraus.

»— oder Gottes Werk«, erwiderte der andere, aber mit zuckenden Lippen.

In dieser Nacht überkam es Lyngeid mit Gewalt. Es schüttelte ihn, während er in Weinen ausbrach. Unruhig ging er auf und ab, bis das erste Morgengrauen die Fenster schwach erhellte.

Seine Frau wachte mit ihm und versuchte ihn zu trösten.

XVI

In Stian Röst's Haus war ein bißchen Sonnenschein gekommen. Er hatte die Sache mit dem Rechtsanwalt geregelt und noch einiges dazu. Eine Reihe kleinerer Schulden waren ebenfalls aus der Welt geschafft. Die Bettwäsche war bezahlt, dazu auch das Zeug für den erwarteten kleinen Erdenbürger. Freudestrahlend berichtete Röst, Mobekk seien endlich die Augen aufgegangen, und er habe begriffen, was für ein tüchtiger Kerl er, Röst, eigentlich sei. Er habe ihm eine erkleckliche Gehaltszulage bewilligt, rückwirkend von Neujahr. Deshalb habe er nun einen ganz schönen Pfennig Geld. Feine Sache, das! Aber Sigrid sollte es niemand erzählen! Mobekk wolle nämlich nicht, daß es bekannt würde. Er wolle keine Scherereien mit seinen anderen Büroangestellten haben. Wie gesagt, sie solle es für sich behalten.

Sie beschlossen, die freudige Begebenheit mit einem kleinen Extraschmaus zu feiern. Röst wollte am Abend etwas Schönes mitbringen.

Er kaufte ein tüchtiges Paket feine belegte Brote, einen Karton Sahnegebäck und einige Flaschen Limonade. Etwas Schokolade und ein paar Äpfel entlieh er im Geschäft.

Auf dem Nachhauseweg vom Kontor kam er wie gewöhnlich in

Kollision mit dem ekligen Hund an der Gartentür, oder richtiger, an diesem Abend kam er mit ihm in Berührung. Nach seiner Gewohnheit begann der Hund furchtbar zu bellen. Aber dann entdeckte er die Pakete, die Röst trug – vielleicht witterte er auch ihren Inhalt. Jedenfalls machte er die Schnauze zu und begann statt dessen mit dem Schwanz zu arbeiten. Er nahm sich bei diesem Getue fast menschlich aus. Er wedelte und keuchte und war Röst plötzlich herrlich ergeben. Röst aber fürchtete den Schwanz beinahe mehr als die Schnauze. Er wurde den elenden Köter nicht los und wollte doch seine guten Sachen sicher nach Hause bringen. In seiner Angst bekam er Mut. Er trat nach dem Hund und traf ihn unter die Vorderpartie. Der Hund heulte auf und machte sich schleunigst davon, den Schwanz zwischen den Beinen. Aber auch Röst rannte davon. Sie hatten beide die gleiche Angst.

Zu Hause war zur Feier des Tages ein bißchen aufgeräumt worden, aber die schlechte Luft hing nach wie vor in den Zimmern. Röst hatte sich indessen mittlerweile an diese Luft gewöhnt; es gehörte nun mal zu seinem Leben. Es paßte übrigens gut zu seiner dumpfen und verwirrten inneren Verfassung.

Frau Röst strahlte wie ein kleines Kind, als sie die guten Sachen zu Gesicht bekam. Sie drückte Stian zwischendurch schnell, während sie in aller Eile Tee machte.

Frau Sigrid zeigte sich heute abend von ihrer besten Seite. Sie räumte den Tisch vollständig ab und legte ein weißes Tuch darauf, das beinahe sauber war.

Und dann widmeten sie sich den kulinarischen Genüssen. Das Lebensmittelpacket war kein bißchen zu groß gewesen.

»Ach, es ist doch schön, wenn man ein bißchen Geld hat, Stian!«

Ein fast unmerklicher, notvoller Zug huschte über sein Gesicht. Dann lachte er, aber sein Lachen schien der Situation wenig angemessen, denn es klang ironisch und spöttisch.

»Ja, er ist schon in Ordnung, der Mobekk, hahaha –«

Sie schwelgten in Genüssen. Die Pausen zwischen einem belegten Brot und dem nächsten waren ziemlich kurz.

»Ja – und morgen kommt nun also Mama«, erinnerte sie ihn.

»Mama?« fuhr er auf.

Das gastronomische Idyll war augenblicklich gestört.

»Aber Stian, du denkst auch an gar nichts! Ich kann doch nicht

allein bleiben, jetzt wo es aufs Ende zu geht! Es kann doch jeden Augenblick soweit sein!«

»Ja, ja«, meinte er etwas resigniert. »Wir hätten uns doch lieber eine Hausgehilfin nehmen sollen, bis es vorbei ist.«

»Ein junge, hübsche – nicht?« fragte sie spitz.

»Aber pfui, Sigrid! So etwas zu sagen. Du solltest dich schämen! Aber du kommst ja öfter mit solchen Anspielungen. Gib acht, daß sich das nicht in deinen Kopf einnistet! Ja, schämen solltest du dich!«

»Wirklich?« sagte sie und zog einen Flusch.

Das bißchen Sonne war weg. Dick und feucht umlagerte sie der eheliche Nebel, der sich im Laufe des Abends in Sprühregen auflöste und in übertriebene Zärtlichkeit übergang.

Am Tage darauf kam Frau Rang.

Und vier Tage später kam ein kleiner Stammhalter an. Es war ein vollentwickelter Knabe, obwohl im Hinblick auf das Hochzeitsdatum drei Monate zu früh angekommen.

Röst ließ sich den ersten Tag nach der Geburt des Kindes vom Geschäft beurlauben: er wäre nicht richtig auf dem Posten. In einer Hinsicht war das auch wahr, denn die Nacht war unangenehm und unruhig gewesen. Der eigentliche Grund war freilich, daß er sein Glück bei sich zu Hause genießen wollte. Röst war mit einem Male, als sei das Leben nun leichter geworden. Er konnte sich an dem kleinen Jungen nicht sattsehen, obwohl ihn die Schwiegermutter mit ihren ewigen Ermahnungen quälte, saß er fast den ganzen Tag am Bett. Etwas zu essen mußte er sich dann und wann selber suchen, aber das machte ihm heute nichts aus. Er hatte auch gar keinen Hunger, und nichts konnte ihn heute verdrießen.

Ein gewisses Schamgefühl hielt Röst davon ab, im Geschäft von dem glücklichen Ereignis in seinem Hause zu erzählen. Aber an einem Nachmittag begannen die Gratulationen hereinzuströmen. Das Kontopersonal und die Leute vom Lager waren von überraschender Freundlichkeit. Lächelnd und mit Würde nahm Röst ihre Glückwünsche entgegen. Plötzlich aber fiel ihm auf, daß sie sich dabei übertrieben humoristischer Wendungen bedienten. Da wurde sein Lächeln schwächer, und seiner Würde erging das ebenso. Etwas später fiel wohl mehr zufällig die Frage, wann sie denn eigentlich geheiratet hätten. Darauf mußte er

ihnen ja eine Antwort geben und konnte sehen, wie die Betreffenden überschlagende Berechnungen anstellten – eine Rechnung, die mit dem Geschäft nichts zu tun hatte.

Selten gab es ein bißchen Sonnenschein im Leben Stian Röst. Er neigte schon dazu, dieses Leben als verpfuscht zu betrachten. Er war auf dem falschen Bahnhof eingestiegen, und der Zug seines Lebens mußte nun dem Gleis folgen, das von diesem Bahnhof wegführte. Umleiten konnte man ihn nicht, wenigstens nach Röst's Meinung.

Er hatte sich so über das kleine Kind gefreut! Nun wurde ein Tropfen Wermut nach dem andern in den Becher seiner Freude geträufelt. Im Grunde genommen hatte doch alles einen bitteren Geschmack! Das ganze Leben war bitter!

An einem Vormittag klopfte er an die Tür zum Privatkontor seines Chefs. Ein paar Schriftstücke waren zu unterzeichnen. Mobekk las sie durch und unterschrieb, während Röst wartete, ein paar Schritte vom Schreibpult entfernt. Heute fürchtete er geradezu den Chef, dessen Augen einen schadenfrohen Ausdruck hatten, als ob der Mann innerlich kichere.

Mobekk richtete sich auf und sah Röst an, der ehrerbietig vor ihm stand. Er sagte unvermittelt und scharf:

»Das ist ja der reinste Skandal mit Ihnen, Röst!«

Röst zuckte zusammen wie unter einem Schlag.

»Wie – meinen Herr Chef?« fragte er.

»Sie haben doch ein Kind, nicht?«

»Ja, aber das kann doch nichts Schlechtes sein?«

»Nein – aber daß es viel zu früh angekommen ist – drei Monate zu früh, wie ich hörte!«

Röst war durcheinander. Das heißt: er hatte Lust, den dicken Mann ins Gesicht zu schlagen. Aber das konnte er ja nicht – noch nicht!

»Daß Sie als mein Angestellter so etwas anstellen können! Mein Geschäft verliert dadurch an Ansehen, das ist Ihnen doch wohl klar! Ich habe mich immer bemüht, bei meinen Leuten die Moral hochzuhalten, und dann kommen Sie, von dem man es am wenigsten erwarten sollte, und werfen alles über den Haufen. Sie bringen mein Geschäft in Verruf – und sind vielleicht der Anlaß zu wirtschaftlichen Verlusten!«

Röst lächelte insgeheim über die dummen Bemerkungen. Mobekk war jedoch noch nicht fertig, und seine Stimme bekam jetzt einen etwas belegten Klang:

»Und dann die Gemeinde, Röst! Ich muß mich ja schämen, mit Ihnen in ein und derselben Gemeinde zu sein! Sie sollten sich mit diesem Bootsbauer zusammentun und eine eigene Mustergemeinde gründen!«

Mobekks Stimme verlor allmählich wieder ihren wehmütigen Klang. Jetzt klang sie schneidend scharf vor Zorn.

»Da kommen Sie zu mir und verlangen Gehaltszulage, und ich dummer Esel bin auch so gut und überlege mir die Sache. Und dann machen Sie mir so etwas! Nein, mein Guter, Sie kriegen keine Zulage! Vielleicht tun Sie überhaupt gut, sich nach etwas anderem umzusehen. Das heißt, das soll noch keine Kündigung sein, ich möchte Sie bloß warnen.«

Mobekk schnappte nach Luft. Röst sagte nichts, er sah fast gleichgültig drein.

»Ja, ja, Röst«, sagte Mobekk jetzt ein wenig milder. »So etwas darf wirklich nicht vorkommen!«

Röst machte, daß er hinauskam. Draußen war im Augenblick niemand im Kontor.

Da drehte sich Röst noch einmal um und schüttelte die geballte Faust nach der Tür, hinter welcher er den Chef wußte.

XVII

Ansgar Lyngeid sah eine schwere Zeit kommen – und sie kam. Er machte gleich dem Propheten Elias die bittere Zeit unter dem Ginsterbusch durch. Dunkel brütete über seiner Seele. Der Zweifel hatte ihn überkommen und in die Knie gezwungen. War sein Herz gerechtfertigt vor Gott? War es nicht die reine, unverhüllte Selbstgerechtigkeit, die ihn zur Opposition gegen all das trieb, was er Oberflächlichkeit und Weltlichkeit nannte? Was ging es ihn an, wenn sie alle zusammen törichte Jungfrauen waren! Am Ende war er vielleicht selber eine!

Er hatte eine Periode, die Per mit seinem feinen Sinn veranlaß-

te, Tag für Tag ein wachsames Auge auf den Vater zu halten. Klein-Tordis hing sich an den Papa. Die beiden Erwachsenen blieben ruhig, denn sie wußten aus früheren Tagen, daß er seinen Kampf allein durchfechten mußte.

Mit der Erweckung war es aus, als Ling abgereist war. Eine Schar neuer Gemeindeglieder besuchte zwar die Gottesdienste, aber doch mit dem sicheren Anzeichen, daß sie wieder entgleiten würden. Ihre menschliche Kraft begann sich zu erschöpfen. Aber Björnass verstand es meisterhaft, sie durch allerlei Beschäftigung an die Kirche zu binden.

Eine Woge des Unwillens brandete Lyngeid entgegen. Eigentlich war er es doch gewesen, der den über die Gemeinde hinwegziehenden segensreichen Strom unterbrochen hatte. Es war aber auch ärgerlich, daß Ling gerade bei ihm wohnen mußte! Aber wer hätte auch denken können, daß dieser willensstarke Erweckungsprediger Lyngheids Einfluß so schnell unterliegen werde! Hier konnte Björnass jedoch erläuternd hinzufügen, daß Ling doch wohl schon vorher angekränkt war. Diesen Eindruck habe er während eines Gesprächs im Bus gehabt, am gleichen Tage, als Ling in der Stadt eintraf. Deshalb sei es doppelt unglücklich gewesen, daß man Ling bei dem Bootsbauer wohnen ließ. Aber wenn schließlich kein anderer zum Herbergen bereit war, dann –

Lyngeid gehörte nicht zu den Menschen, die sich an ihre Umgebung hängen. War Gott nicht mit ihm, so half auch die Umgebung nicht; und wenn er mit ihm war, dann brauchte er sie nicht. Im gewissen Sinne war er ein einsamer Mann. Deshalb war er so stark im Kampf; denn er tat nichts im Auftrag anderer. Deshalb war er aber auch so schwach in der Not, denn er hatte niemand, der ihm aufhalf.

Nach acht Tagen wurde er vor den Vorstand geladen. Mobekk hatte darauf gedrungen, diese Wühlarbeit – so nannte er Lyngheids Opposition – müsse endlich ein Ende haben. Andernfalls müsse er sich nach einer anderen Gemeinde umsehen, wo man in Frieden leben konnte.

Björnass verlangte, Lyngeid solle seine Ansichten ändern. Bei der gegenwärtigen Lage der Dinge sei er ständig der Anlaß zu Unruhe und Verwicklung, die es der Gemeinde unmöglich machten, sich gesund zu entwickeln.

Lyngeid antwortete betrübt, das könne er nicht. Es sei bedauerlich, daß er der Gemeinde Kummer mache, obwohl er sich – wie sie ja wüßten – mit seinen Meinungen nicht vordränge.

Klas Bakke nickte nachdenklich, wie sich Lyngeid so sanftmütig verteidigte.

Björnas fand es angemessen, daß der Vorstand Lyngeid so lange aus der Gemeinde ausschließe, bis er in sich gegangen sei.

Lyngeid seufzte, sagte aber weiter nichts dazu.

In diesem Augenblick gab ihnen Bakke einen Schock.

»Bevor der Vorstand diesen Beschluß faßt«, sagte er mit Augen, die Blitze schossen, »möchte ich meinen Sitz im Vorstand zur Verfügung stellen. Von diesem Augenblick an habe ich aufgehört, Mitglied des Vorstandes dieser Gemeinde zu sein.«

Während sie sich bestürzt ansahen, erklärte noch einer:

»Ich betrachte mich ebenfalls von meinen Amtspflichten entbunden.«

Björnas fuhr sich mit der Hand durchs Haar.

»Aber liebe Brüder, bitte regen Sie Sich doch nicht auf! Wir können das doch in aller Ruhe regeln. Schließlich tut es bei Lyngeid ja auch eine Rüge, und der Fall ist erledigt.«

Lyngeid konnte nicht anders: er mußte über die plötzliche Verhandlungsbereitschaft des Pastors lächeln. Frieden um jeden Preis!

Aber Bakke war wie ein Papst:

»Lyngeid bekommt keine Rüge!« sagte er kurz.

Lyngeid ging hinaus, bekümmert als zuvor; er dachte jedoch mit einer Art wehmütiger Fröhlichkeit an die Mühe, die es kosten würde, Mobekk um den Bart zu gehen, damit er in der Gemeinde verblieb.

Den ersten wirklichen Lichtschein, der sein Dunkel erhellte, vernahm er eines Tages in seiner Bootswerft.

Die beiden Rettungsboote waren fast fertig. Die Männer arbeiteten bereits an der Inneneinrichtung. Die luftdichten Tanks waren an den Seiten in die Schotten gelegt. Sevrin Li arbeitete an den Deckenplatten, und Ola kauerte am Boden und machte sich am Zwischendeck zu schaffen. Sein blauer Hosenboden ragte wie ein Heuhaufen heraus. Da kam Lyngeid vorbei. Die Maschi-

ne lärmte, so daß Ola ihn nicht kommen hörte. Der Meister blieb vor dem Boot stehen und musterte es.

Da sprang Ola auf wie ein Ball. Sein Gesicht war ein einziges, breites Lächeln.

»Vielen Dank auch, daß Sie mich umgestoßen haben«, sagte er strahlend.

Lyngeid sah ihn grübelnd an. Es ging ihm nicht richtig ein, was Ola mit seinen Worten meinte.

»Dich umgestoßen?«

»Ja, Sie haben doch wohl den Abend nicht vergessen, als wir dort auf der Bank saßen – als ich so stark war? Ich meine, als ich die Sache selber hinkriegen wollte?«

»O-ho«, sagte Lyngeid gedehnt.

»Ich fiel damals zusammen wie ein leerer Sack.«

»Und dann?« fragte der Meister, dessen ausgetrocknetes Herz nach einem Tropfen Freude verlangte.

»Ja, dann hat Er es hingekriegt«, sagte Ola, wobei er mit dem Finger nach oben wies.

Es war an einem der ersten Tage im April. Vor wenigen Minuten war ein Regenschauer über das Land gezogen. In allen Rinnen und Vertiefungen sickerte es oder flossen kleine Bäche. Es tropfte immer langsamer von den Dächern.

Dann brach die Sonne durch das Gewölk und ließ die letzten verspäteten Tropfen aufleuchten. Und plötzlich blinkte es überall.

Die Türen der Werkstatt standen offen, und die Leute nahmen mit Freuden den ersten Hauch des Frühlings wahr. Das große Tor des Bootsschuppens war zur Seite geschoben. Auch die Tür, durch welche die Schienen liefen, war geöffnet. Und draußen glitzerte der Fjord, daß die Augen geradezu wehtaten. Durch die dünnen Wände flimmerte die See wie ein Gemenge flüssigen Goldes. Bei solchem Wetter konnte die Arbeit nicht recht gedeihen; jedenfalls meinten das die Leute. Man mußte immer wieder nach draußen sehen.

Im Schuppen war man dabei, die Boote herzurichten. Jetzt, da die Saison anging, hatte Lyngeid noch einige Leute zusätzlich

eingestellt. Aber es waren auch einige Privatleute da, die dort unten »zu tun« hatten.

»Ritsch, ritsch!« machten die Bootskratzer.

Der eine oder andere Bürger der Stadt machte sich in Hemdsärmeln und blauen Arbeitshosen an einer undichten Stelle des geliebten Bootes zu schaffen, eine Zigarre paffend oder an der Stummelpfeife ziehend, während sich die Gedanken träumend über die goldene Flut da draußen bewegten. Die Leute konnten nicht begreifen, wo sie im Herbst ihren Verstand gelassen hatten, als sie daran dachten, ihr Boot zu verkaufen. Wie sollte man leben können ohne Boot, wenn die Holme da draußen in der Sommersonne lachten und lockten? Wenn die Möwen über den Schären schrien, wo sie ihre Nester hatten, und die kleinen Heringe die Buchten zum Sieden brachten, während Makrele und Kohlfisch darunter lagen und sich sattfräßen?

Nein, ein Boot mußte der Mensch haben, selbst wenn er die Steuern nicht bezahlen konnte. Ach ja! – die elenden Steuern!

Es duftete nach Farbe und Teer, so daß ein Wonnegefühl den ganzen Menschen durchzog.

Wie freundlich die Leute waren!

Bedurfte jemand noch einer hilfreichen Hand, um das Boot umzudrehen, so brauchte er nur ein bißchen zu keuchen – sofort ließen die anderen los, was sie gerade in der Hand hielten, und packten mit an. Und wenn auf diese Art ein ganzer Haufe beieinander war, begann das Erzählen von den Verdiensten des Bootes im letzten Sommer. Dieses Jahr wollte man –

Nein, nur wieder ran an die Arbeit! Man war ja mit dem Abkratzen noch nicht einmal zur Hälfte fertig!

»Ritsch, ritsch!«

Oben in der Bootswerft waren sie dabei, ein größeres Motorboot zusammenzubauen. Vorder- und Achtersteven waren bereits am Eichenkiel mit soliden Binnenvorsteven befestigt. Die Spanten waren eingetrieben, und nun sollte dieses Rückgrat gewässert und auf der Helling gelotet werden, damit man mit dem Aufschlagen der Wanten beginnen konnte.

Sevrin Li stand an einer der Hobelbänke und schlichtete die Kanten der Bodenplanken. Die Bretter sollten gleich in den

Dampfkasten. Sie sollten noch vor Feierabend auf den Kiel gelegt werden, und jetzt war es schon spät am Nachmittag.

Da kam Dordi von oben gegangen. Sevrin hielt mitten im Hobeln inne. Leichte Röte überzog das Gesicht des großen, stämmigen Jungen.

Sie ging auf ihn zu.

»Wo ist Papa, Sevrin?«

»Tja, du, das ist schwer zu sagen«, meinte Sevrin bedächtig. »Eben war er noch hier, aber jetzt kann er gut und gern draußen auf dem Fjord sein, weißt du. Soll ich mal nach ihm sehen?«

»Na ja, so eilig ist es nun auch wieder nicht. Ich warte hier und gucke dir ein bißchen bei der Arbeit zu, dann kommt er schon.«

Viel wurde indessen nicht aus dem Zugucken; denn es wurde nichts getan. Erzählt wurde freilich auch nicht viel. Das bloße Beieinandersein machte den beiden Freude. Meistens sahen sie sich an – immer wieder.

»Stehst du hier herum und hältst die Arbeit auf, Dordi?«

Das war Lyngeid. Merkwürdig: sie hatten ihn weder kommen sehen noch kommen hören.

Lyngeid wollte sich etwas barsch geben, aber seine Augen lachten.

»Bleib mal stehen, Papa!« rief Dordi eifrig.

Er erschrak fast etwas.

»So – ja! Ach, in deinen Augen spiegelt sich der Fjord. Das glitzert! Ein Strom von Feuer geht von ihnen aus.«

»Na hör mal, du«, sagte Lyngeid, »bist du zu uns heruntergekommen, um mir in die Augen zu schauen?«

»Nein, ich wollte dir nur das hier geben.«

Sie zog einen Brief aus dem Schürzenlatz und hielt ihm diesen unter die Augen.

Er sah ihn gleichgültig an. Ein Brief war nichts Besonderes für ihn.

»Sieh mal auf die Rückseite«, sagte sie.

Er drehte den Brief um.

»Von Ling!« rief er.

Er setzte sich auf einen Schemel und begann eifrig zu lesen. Sevrin mußte ja nun etwas tun, wenn der Meister in der Nähe war.

»Sieh dir mal Vater an«, sagte Dordi und faßte Sevrin am Arm.
»Er hat sicherlich die Sonne mit der Post bekommen.«

Ja, so konnte das auch aussehen; denn sein Gesicht strahlte, während die Augen feucht und groß waren.

Dann erhob er sich plötzlich und ging hinein in den Eßraum, die Tür hinter sich zuwerfend.

Dordi wollte auch loslaufen, aber Sevrin hielt sie zurück.

»Nein, nein«, sagte er, »ich glaube, in diesem Augenblick will er dort drinnen allein sein.«

Dordi blieb bei Sevrin.

Nach einer Weile kam Lyngeid wieder heraus. Er winkte seiner Tochter. Dordi verabschiedete sich von Sevrin mit einem Lächeln, das ihm das Aussehen verlieh, als habe auch er die Sonne mit der Post erhalten.

Im Eilmarsch begaben sich Lyngeid und Dordi den Hang hinauf nach Hause.

»Kommst du schon nach Hause?« fragte Frau Lyngeid. »Mir war doch, als hättest du davon gesprochen, daß ihr heute noch Bretter kochen müßtet?«

»Damit werden die Männer schon allein fertig«, winkte er ab.
»Nein, jetzt sollst du aber mal was hören, meine Gute!«

»Nein, aber —«, sagte Dordi.

Und nun las Lyngeid laut Lings Brief vor, während ein heller Streifen Frühlingssonne auf den Küchentisch fiel:

»Gesegneter Bruder!

Erschrick nicht über diese hochtrabende Überschrift!

Ich muß einen Ausdruck für meine große Freude haben. Als ich von dir reiste, war es aus mit mir, ganz aus; jedenfalls kam es mir so vor. Meine ganze zeitliche und geistliche Existenz war fragwürdig geworden.

Aber die Not wurde noch größer, als ich wieder zu Hause war. Mein ganzes Christentum fiel auseinander, ganz zu schweigen von meinem Predigtamt. Ich hielt es für eine einzige, lange Sünde. Meine Verzweiflung war groß. Mir war zumute wie einem, der dem Tode nahe ist. Aber Gott hatte schon an meine Rettung gedacht. Ich war vierzehn Tage zu Hause, als Evangelist Elvegard zu uns kam. Du kennst ihn ja. Er erzählte, daß er kurz vor mir bei Euch gewesen sei. Nun sollte er ein wenig in unserer

Gemeinde arbeiten. Ich gestand ihm meine Not. In seiner ruhigen Art legte er mir die Heilige Schrift aus, und Gott brachte Licht in mein Dunkel. Ich wurde frei durch das Wort des Herrn von der Vergebung der Sünden. Ich sehe es jetzt, Lyngeid, daß ich nicht wirklich wiedergeboren war. Ich hatte lediglich eine psychologische Bekehrung erlebt. Stimmungen und Willensanstrengungen hatten meinem Seelenleben ihr Siegel aufgedrückt. Das hielt ich für die Wiedergeburt. Aber nun hat Gott mich wiedergeboren durch das Wort der Wahrheit. Ja! Das Evangelium der Gnade für Verlorene ist mir in der Seele aufgegangen, mit seinem Sonnenglanz und Frieden.

- Und denke Dir, Lyngeid: ich habe wieder zu arbeiten begonnen. Aber meine Zirkuskünste habe ich jetzt abgetan und lasse das Evangelium mit seiner eigenen Macht wirken. Und wie groß ist das doch: Die Menschen werden frei! Ich zähle nicht mehr; denn gezählt werden ja doch nur die, deren Namen im Buch des Lebens geschrieben stehen, und das besorgt Gott.

Nun habe ich einen großen Wunsch: dahin zurückzukehren, wo ich den Geist der Unfreiheit in die Herzen gesät habe, damit ich vielleicht mit Gottes Gnade in gewissem Maße wieder gutmachen kann, was ich zerstört habe.

Ich habe Pastor Björnas geschrieben, daß ich Euch wieder besuchen möchte. Die Antwort war leider etwas kühl, aber er will versuchen, im Herbst etwas für mich anzusetzen. Ich wäre dann dankbar, wenn ich bei Dir wohnen könnte.

Ich werde mehr berichten, wenn wir uns wiedersehen.

Lebt wohl, meine lieben Freunde!

Dein glücklicher Bernhard Ling.«

»Eigentlich sollten doch jetzt noch ein paar Bretter gekocht werden«, sagte Lyngeid nach einer kurzen Stille.

»Damit werden die Männer alleine fertig«, sagte seine Frau.

Sie glich einem Apriltag mit seinem Durcheinander von Regen und Sonnenschein.

»Hei«, rief Lyngeid und umfaßte seine Frau. »Glaube mir, jetzt werde ich ein Motorboot bauen, an dem der Käufer seine helle Freude hat!«

XVIII

Emly Mobekk war in einer der Versammlungen Lings aufgerüttelt worden. Sie wandte sich ratsuchend an ihre Großmutter, nicht an ihre Eltern, ohne sich viel Gedanken darüber zu machen; denn das kam ihr ganz natürlich vor. Die beiden hatten manche stille Stunde im Zimmer der Alten, und die Großmutter war glücklich, ihrer Enkelin den Weg zeigen zu können. Als es Frühling wurde, fand Emly Frieden mit Gott.

Vater und Mutter nahmen es ruhig auf – ein wenig kühl. Religiöse Redeweise lag keinem von ihnen; höchstens in einzelnen Fällen machten sie davon Gebrauch. Auch Helge war nicht weiter beeindruckt. Der Gymnasiast lächelte nachsichtig, als Emly es ihm erzählte. Er war froh, daß er mit all diesem Kram im nächsten Herbst nichts mehr zu tun hatte; da machte er sein Abitur und ging auf die Universität. Seinetwegen konnten sie dann zu Hause nach Herzenslust echte und falsche Christen spielen.

In den ersten Maitagen hatte die Stadt eines Nachmittags einen Gesprächsstoff erhalten, der alle stark beschäftigte.

»Hast du es schon gehört?« riefen die Leute einander zu.

Immer wieder machte dieselbe Geschichte die Runde. Man drang mit Fragen aufeinander ein, um möglicherweise noch weitere Einzelheiten zu erfahren.

Augenzeugen waren leider schwer aufzutreiben.

In den Häusern wurden verstaubte Bibeln und Gesangbücher hervorgesucht. Radio und Plattenspieler waren an diesem Nachmittag recht still. Die Leute begegneten einander freundlicher und höflicher als sonst.

Anstein Mobekk kam bereits vor Geschäftsschluß nach Hause. Seine Mutter und seine Frau saßen über einer Handarbeit im Wohnzimmer. Emly war eben hinausgegangen, um noch ein paar Schritte zu tun, ehe sie in ihre Singstunde ging. Helge plagte sich in seinem Zimmer mit den Schularbeiten.

Die beiden Frauen sahen auf und ließen ihre Handarbeit fallen; denn Mobekk war bleich und sanftmütig.

»Bist du krank?« fragte ihn seine Frau.

Er trat näher und setzte sich andächtig, als wäre er in der Kirche.

»Nein, krank bin ich nicht, Lina«, sagte er und ließ den Worten einen Seufzer folgen.

Die beiden nahmen ihre Arbeit wieder auf. Frau Lina hörte aber gleich wieder auf, als Mobekk fortfuhr:

»Wir leben in einer ernsten Zeit. Es ist gut, wenn man sich bereitet hat.«

Die Mutter hob den Blick, jenen wehmütig lächelnden Blick, mit dem sie ihrem Sohn oft begegnete. Sie war neugierig, was nun wieder los sein mochte. Aber es war Mobekks Frau, die jetzt fragte:

»Na, was gibt es denn, Anstein?«

»Man erzählt, die Leute draußen am Fjord hätten heute eine Erscheinung gesehen.«

»Eine Erscheinung? Was denn für eine – wo denn?«

Frau Lina war sogleich in höchster Erregung.

»Man sagt, sie hätten heute nachmittag Jesus auf den Wolken gesehen.«

Mobekk sprach mit leiser und feierlicher Stimme. Eine fahle Blässe überzog das Gesicht seiner Frau. Die alte Mutter setzte ihre Arbeit fort, hörte aber interessiert zu.

»Jesus haben sie gesehen, Anstein?«

»Ja, solch ein Gerücht geht um!«

»O Gott! Mutter, hast du es gehört? Jesus haben sie gesehen!«

Das Lächeln der Alten wurde deutlicher und ein wenig ironisch.

»Nun, das wäre doch schön – wenn es wahr wäre«, sagte sie ruhig.

»Aber Mutter! O Gott, so etwas Ernstes! Aber erzähl doch, Anstein!«

Er faltete die Hände und bewegte den Kopf hin und her.

»Ja, weißt du, heute war es doch ziemlich wolkgig, und durch die Wolkendecke brach in kurzen Abständen immer wieder die Sonne. Während so einer Wolkenperiode soll sich draußen über der Fjordmündung ein seltsamer Schein gebildet haben.«

»O Gott, Anstein!«

»Er soll sich direkt über einer langgestreckten Wolkenbank befunden haben. Ein Stück darüber soll wie ein Lichtschein am hellen Himmel gewesen sein.«

»O, Anstein! Hörst du, Mutter? Ein Lichtschein am hellen Himmel, Anstein?«

»Ja, aber beruhige dich doch, Lina. Ich bin ja auch ein bißchen durcheinander. Und dann soll der Lichtschein Gestalt angenommen haben.«

»Er nahm Gestalt an? O Gott! Und da habe ich doch heute vormittag gerade so ein Buch gelesen – Anstein!«

»Ja, Lina. Ich mache mir auch meine Gedanken. Bin vielleicht ein bißchen knauserig gegen Röst gewesen. Will doch mal überlegen, ob ich nicht meinem ganzen Personal etwas mehr Lohn gebe.«

»Ach, du Guter! Warum hast du es denn nicht gleich getan? Er nahm Gestalt an, sagtest du?«

»Ja, unten über den Wolken soll es angefangen haben.«

»Aber Anstein –«

»Dann soll die Erscheinung größer geworden sein, erzählt man, dann auch nach oben hin deutlich, bis das Gesicht klar hervorgetreten sei. So soll er auf den Wolken gestanden haben, von der Sonne umleuchtet, strahlend –«

»O Anstein! Glaubst du, daß er kommt?«

Frau Lina preßte die Hände gegen die Brust. Mobekk schüttelte ängstlich den Kopf.

»Ich weiß es nicht«, sagte er langsam und bebend. »Es sieht bedenklich aus. Ob es nicht doch besser ist, wenn ich heute noch mit dem Personal rede?«

Nervös zog er die Uhr aus der Westentasche. Er sah darauf und drückte den Sprungdeckel mit einem klickenden Laut zu. »Heute ist es zu spät«, seufzte er, aber sein Seufzen klang ein wenig erleichtert.

»Und – ich glaube, ich muß doch zusehen, daß ich wieder in ein vertrautes Verhältnis mit Lyngeid komme –!«

Mobekks Stimme hatte plötzlich einen warmen Klang, als er fragte: »Was meint ihr: Wollen wir nicht die Bibel aufschlagen und etwas lesen?«

»O ja, Anstein, das wollen wir tun«, sagte seine Frau und rückte sich im Sessel zurecht, während sie sich mit dem Taschentuch über die Augen fuhr. »Laß doch das Stricken, Mutter!«

Die Antwort der Mutter verwirrte die Frau:

»Ich muß mit diesen Strümpfen fertig werden«, sagte sie.

»Aber denke doch, wenn nun Jesus kommt!«

»Dann wird er mich mit zwei soliden Bauernstrümpfen in der Hand finden, Lina. Ich werde ihm die Hände mit diesen Strümpfen entgegenhalten und sagen: ›Hier bin ich, Herr Jesus! Ich danke dir, daß du gekommen bist!«

»Aber Mutter! –« entfuhr es Frau Lina.

»Nun, Lina, wer zu ihm gehört, freut sich auf sein Kommen.«

»Aber das sind wir doch auch, Mutter«, sagten die Eheleute fast im Chor.

Die Alte sah erst ihren Sohn und dann ihre Schwiegertochter an. Tränen traten ihr in die Augen, während sie die Stricknadeln auswechselte. »Ihr seid nicht sein«, sagte sie kurz.

Einen Augenblick saßen sie wie gelähmt da, während ihre Gesichtsfarbe von der Blässe in die Fiebrerröte umschlug.

Mobekk war der erste, der die Sprache wiederfand. »Ich muß schon sagen, du bist mir eine schöne Mutter«, sprach er fast weinend.

»Jahr für Jahr Sorge ich nun hier für dich mit.«

Weiter kam er nicht, denn seine Frau machte ihren Gefühlen in einem hysterischen Weinen Luft.

Die alte Frau ließ die Wogen branden und strickte ruhig an ihren Strümpfen weiter. Ihr gutes Gesicht glühte etwas stärker als sonst, und ihre Augen ruhten mit einem wehmütigen Ausdruck auf ihren Kindern.

»Ihr solltet euch bemühen, den Frieden Gottes zu gewinnen, solange noch Zeit ist«, sagte sie ruhig, als wären die bösen Worte überhaupt nicht gefallen. »Sonst bleibt ihr vor der Tür des Hochzeitssaales stehen wie die törichten Jungfrauen, die kein Öl in ihren Lampen hatten.«

Kurz darauf packte sie ihre Sachen zusammen und ging in ihr Zimmer. Die Eheleute blieben zurück.

»Hat man schon so etwas gehört!« keuchte die Frau. »Solche Andeutungen hat sie schon immer gemacht! Jetzt reicht es mir aber! Wir müssen ernstlich überlegen, ob wir sie nicht doch in ein Altersheim schicken.«

»Das will bedacht sein, Lina. Das Ereignis des heutigen Nachmittags ist zu ernst. Wenn nun doch etwas geschieht?«

»O Gott, ja Anstein! Was habe ich da gesagt? Wir müssen sie in Geduld tragen – noch eine Weile wenigstens.«

Sie glitten allmählich wieder in die rührselige Stimmung hinüber, in der sie sich zuvor befanden, und unterhielten sich weiter über die Erscheinung, aber ruhiger. Alles war gewissermaßen ein wenig in die Ferne gerückt.

Mobekk ging ein paar Schritte über die Dielen. Der Zigarrenkasten stand verlockend auf dem Rauchtisch. Mobekk sah aber diesmal gar nicht hin.

Eine Stunde verging. Eine Stunde, die Mobekk dazu verwendete, sich in die Bibel zu vertiefen. Eine leichte Spur des Schreckens war noch immer in Frau Linas Gesicht zu erkennen.

Da kam Emly nach Hause.

Sie sahen es ihrem frischen Gesicht an, daß sie etwas zu erzählen hatte.

»Habt ihr schon von der merkwürdigen Begebenheit gehört?«
»Ja, mein Kind. Aber was war denn mit der Singstunde? Du kommst ja schon wieder?«

»Aus der wurde heute nichts, Mama.«

»Aus der wurde nichts?«

»Nein, es waren so viele nicht gekommen. Sie getrauten sich gewiß nicht aus ihren Häusern.«

»O Gott, Anstein! Da siehst du es!«

Frau Mobekk wurde wieder von der Aufregung gepackt, aber ihr Mann beherrschte sich jetzt.

»Und die gekommen waren, Emly?«

»Auch mit uns klappte es nicht, Papa. Wir versuchten es zwar, aber der Dirigent war so nervös. Immer sangen wir falsch. Einige waren auch so blaß. Einem Mädchen war schlecht, sie mußte hinausgehen und sich übergeben. Wir saßen nur herum und unterhielten uns. Sonst lachten sie immer in den Übungsstunden, aber heute war keiner zu Streichen aufgelegt.«

»Aber zum Schluß hieltet ihr doch wohl eine Andacht?«

»Nein, wahrscheinlich getraute sich niemand zu beten.«

»Da siehst du es, Anstein! Aber erzähl weiter, Emly!«

»Dann gingen wir nach Hause. Es war, als könnten alle kaum erwarten, wieder zu Hause zu sein. Als wenn sie zu Hause sicherer wären!«

»Ging es dir denn nicht auch so, meine Emly?«

Die Stimme der Mutter hatte etwas ungewohnt Zartes.

»Ach, ich weiß nicht, Mama. Wenn man glaubt, fühlt man sich doch überall sicher. Ich begreife nicht, wie ein Gläubiger Angst haben kann, daß Jesus kommt.«

Das Gesicht der Mutter straffte sich.

»Du bist noch zu jung, um über so etwas urteilen zu können«, sagte sie scharf. »Dein Vater und ich – na, ist ja gleich. Hast du etwas darüber gehört, ob sie lange währte – die Erscheinung, meine ich?«

»Wahrscheinlich nicht sehr lange. Ein Mann fiel auf die Knie und schrie nach Erlösung. Dann lief er heulend ins Haus. Als er unmittelbar darauf zum Fenster hinaussah, verschwand die Erscheinung, und zwar gerade in dem Augenblick, als die Sonne wieder durchbrach. Einer erzählte, die Wolken, auf denen er stand, seien in diesem Augenblick rot wie tropfendes Blut gewesen. Das Letzte, was sie sahen, war eine Hand, die auf unsere Stadt zeigte. Einen Augenblick später sah die ganze Gestalt aus wie ein Nebelgebilde, und plötzlich war sie verschwunden.«

»O Anstein!«

»Ja, das ist ein ernstes Zeichen, Lina. Ob ich nicht doch gleich zu Lyngeid hinausgehen sollte?«

»Da siehst du es, Anstein! Du bist immer so heftig gegen kleine Leute. Aber es ist schon so spät!«

Leise suchten sie ihr Nachtlager auf.

Mobekk legte die Bibel aufgeschlagen auf seinen Nachttisch.

XIX

Es sah aus, als wolle Rösts Schwiegermutter bei ihnen wohnen bleiben. Röst machte sich auf das Schlimmste gefaßt. Seit der Geburt des Jungen waren drei Monate vergangen. Strahlend hatte der Sommer seinen Einzug gehalten, aber Röst hatte bisher kein Wort vernommen, daß Frau Rang wieder in ihre alte Wohnung überzusiedeln gedächte.

Es gab übrigens für alle drei genug zu tun, obwohl nicht wirklich etwas getan wurde. Das Kind war verwöhnt worden. Sie machten sich Tag und Nacht mit ihm zu schaffen, besonders die beiden Frauen. Es schlief selten ein, ohne daß man es zuvor auf den Arm nahm.

Wenn sie es hinlegten, mußte Grabesstille herrschen. Beim geringsten Laut erwachte es. Plärrte es, so wurde es auf alle mögliche Art hin und herbewegt.

Noch nie hatten sie frische Luft so gefürchtet wie jetzt. Das Kind konnte sich doch erkälten! Das kleine und magere Gesicht hatte eine hellgraue Farbe. Die feine Kleinkinderwäsche sah schon schmutzlig aus, und der neue Kinderwagen war bereits verrostet und voller Schrammen, kaum daß er mal draußen gewesen war.

Der Duft in der Wohnung hatte einen neuen Einschlag bekommen. Die Kinderwäsche wurde oft nur getrocknet. Das reizte die Nase.

Für Röst war es schwer, sich durchzusetzen. Es gelang ihm nur, wenn er wütend war, und das war er oft. Da war er rücksichtslos. Seine Ausdrucksweise war entsprechend.

Frau Rang schüttelte den Kopf, so daß die grauen Haarstrahlen flogen, und sagte, sobald sie Röst außer Hörweite wußte:

»Du hast kein Glück gehabt, Sigrid. Habe nie gedacht, daß Stian so sein könnte!«

Und Sigrid konnte traurig entgegnen:

»Er ist erst so geworden, Mama. Ich weiß nicht, was mit ihm los ist.«

Zu Hause herrschte ein einziges Durcheinander. Alles war dem Zufall überlassen. War das Essen fertig, wenn Röst nach Hause kam, so war es gut. War es nicht fertig, so meinten die Frauen, er müsse sich gedulden, denn sie schliefen ja doch in der Nacht so wenig. Das Kleine wäre so unruhig. Da müßten sie eben am Tage schlafen, wenn der Junge schlief. Er müßte selber einsehen, daß er nicht alles auf die Minute haben könnte.

Sie hatten sich in letzter Zeit immer mehr daran gewöhnt, daß Röst nach Rücksprache mit den Frauen fertiges Essen mit nach Hause brachte. Das war ja jetzt nicht weiter gefährlich, wo Röst mehr Lohn bekam. Solange die Mahlzeit währte, verlebten sie

beinahé festliche Stunden, denn gutem Essen waren alle drei zugetan.

Röst war arg mitgenommen.

Auch er hatte wenig Schlaf in den Nächten. Allzu oft mußte er den Jungen verwahren. Sein gutes Bett hatte seine Schwiegermutter mit Beschlag belegt. Er lag auf der Couch im Wohnzimmer. In den Frühlingsnächten hatte er ziemlich gefroren, weil er so wenig zum Zudecken hatte. Wenn das Kind im Schlafzimmer schrie, war er aufgestanden und hatte die Tür geschlossen. Aber das kam den Frauen grausam vor. Man denke nur, er konnte es nicht hören, wenn sein kleines Kind schrie!

Ja, Röst war arg mitgenommen.

Mitgenommen wie ein Mann, der fünftes Rad am Wagen ist. Das Geschwätz brachte ihn fast um, obwohl er doch auch keine tiefe Natur war. Mutter und Tochter kamen nie weiter als bis zu den lächerlichen Kleinigkeiten des Alltags. Die Einförmigkeit und Langeweile wurden nur durch gelegentliches Geschimpfe unterbrochen. Aber auch das war fade, höchstens daß Röst ihm einmal eine besondere Note verlieh. Sie rieben sich auf mit nichtssagendem Geplapper, zehrenden Streitereien und dummen Versöhnungen.

Der kleine Junge atmete dicke Luft – im wörtlichen wie im bildlichen Sinne. Im Geschäft verrichtete Röst seine Arbeit scheinbar wie immer, trotz mangelnden Schlafes. In aller Heimlichkeit ging er seinem eigenen, privaten Geschäft nach, und das machte ihm mehr zu schaffen als alles andere.

Und während dieser ganzen Zeit wahrte er den Schein gegenüber der Kirche. Keiner war eifriger als er. Er war dankbar, daß man ihn wegen seiner verwickelten Sache mit der Geburt des Kindes nicht in Kirchengenossenschaft genommen hatte.

Pastor Björnas hatte ihm freundschaftlich auf die Schulter geklopft und lächelnd gesagt:

»Bißchen zu früh angekommen, was, mein guter Röst? Ja, ja, das ist wirklich nicht so einfach!«

Er hatte ja Verständnis, Björnas.

An dem Tage, als sich die Erscheinung am Himmel zeigte, die von vielen besprochen, aber nur von wenigen – wahrscheinlich sogar von niemand – gesehen worden war, hatte es zu Hause

eine Szene gegeben. Als Röst aus dem Geschäft nach Hause kam, hatte Sigrid einen Weinkrampf gehabt. Sie hing ihm fast den ganzen Abend am Halse, als ob er sie schützen könnte. Die Mutter lief herum und redete wie ein Kind alles Mögliche zusammen.

Röst war einsamer denn je in seinem Leben. An den Sommerabenden durchstreifte er allein den Wald und die Umgebung der Stadt und kam oft erst in der Nacht nach Hause.

Meistens beherrschte ihn ein seltsamer dumpfer Lebensüberdruß, der nur durch Perioden glühender Sinnlichkeit eine Unterbrechung erfuhr. Zusammen mit Lyngeid war er ein paarmal mit dem Boot draußen in den Schären gewesen. Nur ein paarmal, obwohl sich der Bootsbauer ständig um ihn bemüht hatte, um dem heruntergekommenen Manne, wenn möglich, zu helfen.

Röst hätte seine Freude an den Fahrten haben können. Der Himmel, das Land und das Meer nahmen sich in der Glut des Sommers wunderbar aus. Das Essen, das er auf diesen Ausflügen bekam, war für ihn ein Genuß. Aber – der Geist der Familie verursachte ihm brennende Wunden. Die natürliche und freie Art ihres Umgangs mit Gott und mit ihresgleichen war eine brennende Anklage gegen ihn.

Nein, er mußte seine eigenen Wege gehen!

Es gab nur wenige, die Rösts besuchten. Freundinnen hatte Sigrid nicht. Sie hatte sich von ihren Altersgenossinnen isoliert, nicht zuletzt durch ihren langen Brautstand. Die einzigen, die zwischendurch mal hereinsahen, waren Frau Lyngeid und ihre Tochter. Aber weder sie noch andere, mehr zufälliger Besuch, blieben lange. Es roch so schlecht bei Rösts.

Röst verbrachte einen Teil seiner freien Zeit in der jungen Gemeinde. Er fühlte die Leere in seinem sogenannten Christenleben und dem der anderen, eine Leere, die sie durch Aufführungen und Ausflüge zu überbrücken suchten, bei welchen Gelegenheiten sie sich in übermütigen Streichen und Possen austobten, die oft hart an der Grenze des Schicklichen lagen, um darauf ihr Gewissen mit einer Andacht zu beruhigen.

In den Kreisen vergaß Röst für eine Weile seinen inneren Jammer und sein heimliches Unglück. Auf den Ufersteinen zwischen den badenden jungen Menschen träumte er seine unsauberen

Träume. Zuweilen erwachte er und sah sich im Spiegel. Da schämte er sich.

Sigrid blieb meistens zu Hause. Sie war durch das Kind gebunden und empfand es wie einen Zwang, der Verbitterung in ihr schuf.

Wenn ihr Mann nach Hause kam, bohrte und fragte sie, wo er gewesen wäre und wen er getroffen habe. Die Eifersucht lag auf der Lauer. Er spürte es. Und dann reizte er sie mit teuflischer Lust. Es gab Streit, Tränen und Jammer – und Versöhnung. In einem fort dieselbe Tretmühle.

Die Mutter war im Wege. Es war eng für drei – zu wenig Liebe für drei. Mit dem Eigensinn alter Leute glaubte die Mutter an die Notwendigkeit ihrer Gegenwart. Das Wohl des Kindes verlangte diese, denn sie war ja um so vieles erfahrener als ihre Tochter. So lief sie herum und vertiefte wie ein Keil die Kluft zwischen den jungen Leuten, ohne es zu wissen. Röst begann sie zu hassen.

Ein anderer wäre vielleicht dem Trunke verfallen, Röst aber verfiel der religiösen Arbeit.

Im Herbst sollte das fünfzigjährige Jubiläum der Gemeinde gefeiert werden. Die Gesamtgemeinde war viel älter, aber diese Gemeinde war vor fünfzig Jahren gegründet worden. In Verbindung damit sollten große Feierlichkeiten stattfinden, die schon lange vorbereitet wurden. Viele Ausschüsse mancher Art waren eingesetzt. Eine kunstvoll ausgestattete Kantate sollte aufgeführt werden. Glücklicherweise gab es in der Stadt einen Dichter, der so etwas auf Bestellung ausführte. Den Höhepunkt des Festes würde wahrscheinlich die Enthüllung eines Gemäldes bilden, das Björnas darstellte. Täglich mußte er einem Maler der Stadt Modell sitzen. Ein Ausschuß war mit einer Sammlung für diesen Zweck betraut, dem Röst vorstand. Er lächelte, als er Mobekk um einen Beitrag zur Verewigung von Björnas anging. Da gab es kein Nein aus dem Munde des Chefs. Von Bakke und Lyngheid und vielen anderen bekam er nichts – Prinzipienreiter! Die Vergötzung eines Menschen machten sie nicht mit, sagten sie.

Röst gab ihnen recht. Im Grunde genommen war es ja auch eine widerliche Sache. Aber er war ja so vertraut mit widerlichen Sachen, daß – Ja, warum sollte er sich Läuse in den Pelz setzen und aufbegehren? Er, der bis über die Ohren im Dreck steckte! Er

mußte froh sein, wenn man ihn in Ruhe ließ. In der Gemeinde sah es fast ebenso aus wie bei ihm zu Hause: die Luft war verpestet, man watete durch eine Wirrnis, die üppig ins Kraut schoß. Friede, Friede! In der »Gottesgemeinde« müsse Frieden herrschen, meinte der Diplomat Björnas. Deshalb durfte ja auch Lyngeid, der Aufwiegler, frank und frei einhergehen. Aber es gab noch andere als Lyngeid. Von denen sprach niemand.

Die Sommerferien des Kirchenchors fielen in diesem Jahr kürzer aus als sonst. Es galt, sich für das Ereignis des Herbstes zu rüsten und der Situation gewachsen zu sein. Die gute Tradition des Chores mußte aufrechterhalten werden. Bei solch einem Anlaß durfte man kein Fiasko erleiden.

Der Instrumentalchor war von demselben Geist beherrscht. Die beiden Chöre waren gewissermaßen Konkurrenten, natürlich in aller Brüderlichkeit. Aber ein bißchen eifersüchtig waren sie doch aufeinander. Björnas war vorsichtig, um keinen von beiden zu begünstigen.

Im Juli wurde Röst eine große Freude beschert, die einen ganzen Tag anhielt: seine Schwiegermutter siedelte wieder in ihre Wohnung über. Sie fand, daß die unruhigen Nächte ihre Nerven doch sehr mitnahmen.

XX

»Ich habe nicht gedacht, daß diese Frage so ernst sein könnte«, sagte Klas Bakke.

Er und Lyngeid saßen an einem Sonnabendnachmittag gegen Ende Juli mit ihren Frauen auf einer kleinen Insel im Fjord.

Die zwei jüngsten Kinder Lyngheids plantschten unten zwischen den Steinen im ablaufenden Wasser.

Dordi und Sevrin waren etwas seitwärts beim Kaffeekochen. Sie ließen sich Zeit. Es eilte nicht mit dem Kaffee. Für sie gab es wichtigere Dinge als das, obwohl sie eigentlich nichts taten. Doch: sie faßten sich bisweilen bei der Hand und ließen zwei glatte Ringe gegeneinanderklingen. Dann sahen sie sich lächelnd an. Etwas anderes taten sie im Augenblick nicht. Das schien

ihnen mehr als genug. Denn wenn sie sich angesehen hatten, war ihnen, als hätten sie in dem anderen das Schönste erblickt, das die Welt zu bieten hatte. Wie ein blonder Recke saß Sevrin in seinem frischgebügelten Sporthemd mit dem langen Schlips da. Sein braungebranntes Gesicht hatte den Ausdruck eines Menschen, dem die ganze Welt gehört. Und sie gehörte ihm auch – denn Dordi war seine Braut.

Sie war dunkler. Wie klug sie aussah, trotz ihrer kindlichen Züge! Der feste energische Mund gab ihrem Gesicht die Prägung. Ihre Augen strahlten warm und offen, wenn sie ihren Verlobten ansah.

Nein, Reden war jetzt müßig!

Sevrin legte ein paar Stecken unter den Kessel, damit das Feuer nur eben schwach weiterbrannte.

Heute war sozusagen alles faul. Die Abendbrise vermochte kaum das Wasser zu kräuseln – jedenfalls nicht die ganze Wasserfläche. Hier und da lagen ein paar dunklere Windstellen, aber sonst war der Fjord blank. Weiter draußen ließen bisweilen einige Tümmler ihren Rücken aus dem Wasser steigen, aber auch sie waren faul. Etwas reger waren ein paar Thunfische, die sich weiter seewärts tummelten. Wie Fontänen hoben sich ihre emporgeschleuderten Wasserstrahlen von dem blauen Horizont ab. Im Umkreis bahnten sich Motorboote mit eintönigem Getöf ihren Weg und zogen ihren immer breiter werdenden Kielwasserfächer hinter sich her. Weit hinten lag die Stadt. Die Schiffe im Hafen sandten ihre Rauchsäulen gen Himmel, die kaum vom Winde bewegt wurden.

Auf den Holmen in der nächsten Umgebung schimmerten nackte Körper in der Sonne oder weiße Kleider, die aus- oder angezogen wurden. Langgezogene, ferne Freudenschreie der Badenden tönten von Strand zu Strand.

Lange, blanke, kaum merkliche Dünungen hoben und senkten sich. An den Holmen wogte der Tang in dem schwachen Sog hin und her. Das Meer atmete. Auf vielen von den Inseln stand der Wald dicht und geschlossen um das eine oder andere Ackerstück mit einem Haus am Rande. Rot und gebrechlich hingen die Fischerhütten über die Buchten, und an vielen Stellen konnten sich ihre Bewohner über den engen Sund unterhalten.

Eine Wolke von weißen Möwen gab sich drinnen auf dem breiten Fjord ein fröhliches Stelldichein. Ganze Inseln von Vögeln schwammen da, während andere mit kräftigem Flügelschlag von weither kamen und sich niederließen. Sicher gab es dort junge Heringsschwärme im Wasser, die vom Kohlfisch und gelben Dorsch an die Wasseroberfläche gejagt wurden – arme Kerle, denen man von unten und von oben nachstellte!

Die Sonne eilte dem Westen zu und schob sich durch einen Gürtel federleichter, weißer Wolken, die so dünn waren, daß sie keinen Schatten spendeten.

Üppig gedieh das Heidekraut auf der kleinen Insel, auf der sich Lyngeid niedergelassen hatte. Die Felsen, die ihre kahlen Häupter erhoben, standen rot in rot. Kartons mit Lebensmitteln und Eimer standen im Schatten einer Felsplatte.

»Ho-o, Dordi! Sieh zu, daß du Dampf auf den Kessel kriegst«, rief Lyngeid fröhlich lachend. »Sevrin wird sich die Zeit schon mal allein vertreiben, während du Kaffee kochst« und, zu Bakke gewandt: »Ja, das ist sicher: eine schwierige Frage bleibt das, Bakke.«

»Austreten«, kam es kurz von Frau Bakkes Lippen. Sie legte ihr Strickzeug für einen Augenblick in den Schoß, während ihre Augen im Kreise gingen, von einem zum andern. Sie blieben schließlich auf ihren Mann gerichtet. Er lächelte. »Das war etwas voreilig«, sagte er.

Lyngeid war ernst geworden, und die anderen blickten voller Erwartung auf ihn.

»Es hat sich ins Gegenteil verkehrt – dieses Austreten«, sagte er nachdenklich. »Viele echte Kinder Gottes sind im Laufe von siebzehn Jahrhunderten zum Austritt gedrängt worden, entweder mit Gewalt oder von ihrem Gewissen. Aber es war nicht immer richtig.«

»Aber was ist denn dann richtig?« fragte Bakke.

»Austreten sollten natürlich die Gottlosen!«

»Aber das tun sie ja doch nicht.«

»Nein, und darum hat Gott geboten, daß man sie hinaustun soll.«

»Das klingt so hart«, bemerkte Frau Lyngeid leise.

»Ja, eben! Das haben die Kirchen und die Geistlichen und die Ältesten auch immer gemeint. Sie wollten freundlicher sein als

Gott, und so haben sie das Unkraut wachsen lassen, so daß es zum Schluß die gute Saat erstickte. Es hat Zeiten gegeben, da Gottes Ackerland ein einziges Distelfeld war. Übrig waren nur einige wenige lebendige Christen. Die ›traten aus‹, und es entstanden neue Glaubensgemeinschaften. Sie wurden Protestanten, protestierten gegen die Versumpfung der Kirche. Aber wenn sie dann eine neue, reinere Kirche gegründet hatten, fing die alte Geschichte oft wieder von vorn an. Es ging eine kürzere oder längere Zeit, dann war die Entartung wieder in vollem Gange wie zuvor.«

Lyngeid redete sich warm. Sein Eifer steckte die anderen an. Die Frauen ließen die Arbeit ruhen. Bakke sah gedankenverloren über den Fjord und die Holme. Dann fragte er:

»Aber warum war das so?«

Ohne direkt auf seine Frage einzugehen, sagte Lyngeid:

»Gott hat uns ein Mittel gegeben, die Kirche gesund zu erhalten.«

»Du meinst die Kirchengleichheit?«

»Ja. Sie gehört zu den Heilmitteln Gottes.«

Bakke sah aus wie ein Fragezeichen.

»Zu den Heilmitteln Gottes?«

»Ja, genau das. Wir haben uns an die Auffassung gewöhnt, die Kirchengleichheit sei ein Mittel, die Menschen von uns zu stoßen. Aber von Seiten Gottes ist sie als Mittel gedacht, die Seelen zu retten – die Kirche zu bewahren –«

»Entschuldige mal, Lyngeid! bewahren sagst du?«

»Ja, denn ein Mensch, den man in der Sünde beharren läßt, geht zugrunde. Und eine Gemeinde, die die Sünde duldet, geht ebenfalls zugrunde. Darum hat uns Gott die Kirchengleichheit gegeben – als ein Reinigungsmittel. Es ist der Mangel an Gleichheit oder ihre falsche Anwendung, was die Kirche verweltlicht.«

»Aber wir haben doch Gemeindegleichheit, Lyngeid!«

»Pah!« machte der Bootsbauer mit einer wegwerfenden Bewegung seiner Lippen. »Auf dem Papier, ja! Aber das Ergebnis der Kirchengleichheit, die wir praktiziert haben, wirkt nicht überzeugend. Der Baum unserer Kirche ist voller durrer Äste. Ungehindert sind wissentliche Sünden im Schwange. Die Weltlichkeit und das Namenchristentum greifen in schnellem Tempo

um sich, und der Kirchenvorstand läßt den Dingen ihren Lauf –«

»Ich bin Mitglied des Vorstandes, Lyngeid, wie du weißt.«

»Ja, Gott helfe dir! Du trägst eine schwere Verantwortung!«

»Ich habe mein Amt niedergelegt, das ist dir auch bekannt.«

»Ja. Ich weiß es.«

»Aber was soll ich denn nun noch tun?«

Lyngeid fand die Antwort nicht gleich, aber Bakkes Frau sagte, wie schon einmal, ganz kurz:

»Austreten!«

Bakke sah aus, als könnte er jetzt eine scharfe Bemerkung fallen lassen, aber Lyngeid kam ihm zuvor und sagte traurig:

»So ist wohl den unterdrückten Kindern Gottes aller Zeiten zumute gewesen, wenn sie mit ihren Reformversuchen nichts erreichten! ›Wir treten aus‹, sagten sie schließlich, und dann traten sie weinend aus.«

Vom Strand herauf ertönten laute Rufe:

»Ho-o, Mama! Hol das Essen heraus. Papa wird sich die Zeit schon mal allein vertreiben, wenn du den Tisch deckst. Der Kaffee ist fertig, ho-o!«

Lachend kamen Dordi und Sevrin heraufgesprungen.

Per und Tordis folgten ihnen.

Mit feurig-goldenem Schein sank die Sonne.

Aus den leichten Federwolken waren wehende Scharlachfetzen geworden, die vom Himmel herabhingen. Die See spiegelte den Glanz des Himmels wider. Wie ein Meer von flüssigem Metall lag sie da, in dem kleine Sportboote ihre Furchen zogen. Die Wellen des Kielwassers flimmerten wie lebendige Glut. Eine Barriere von niedrigen, waldbestandenen Höhenzügen schied wie ein Strich Himmel und Meer; aber auch über dem Wald lag ein goldener Schein, ein Widerschein der himmlischen Herrlichkeit. Rot blinkte das Leuchtfeuer eine halbe Meile südwärts voraus, und der Leuchtturm ragte wie eine glühende Säule in den Himmel. Die Leuchtturmfenster reflektierten den Schein der Sonne.

Lyngeid stand mit seiner Frau auf der höchsten Stelle der Fjordinsel. Er hatte seinen Arm um ihre Schultern gelegt. Sie sahen nach Westen. Der goldene Schein umflutete sie und spiegelte sich

in ihren leuchtenden Augen. Er atmete seufzend, als trage er schwer an seinem Glück. Sie sah ihm in die Augen.

»Ich glaube, du weinst, Ansgar?«

»Sieh nicht nach mir, Agna!«

Sie umfing ihn mit ihrem Arm und lehnte sich voll Vertrauen und Zuversicht an ihn.

Lange standen sie dort oben – bis der Glanz erlosch und einen gelblichen Schein annahm.

Da zerriß ein brummendes Heulen die Stille. Ein Dampfer lief in den Hafen ein.

Lyngeid fuhr zusammen. Das Idyll war gestört.

»So«, sagte er, »nun wollen wir heimfahren, Agna.«

In der kleinen Bucht lag Lyngeids Motorboot und schaukelte in der schwachen Dünung. Es war ein offenes, vorn und achtern mit Rippendeck versehenes Boot. Sein Lack glänzte, und sämtliche Beschläge waren vernickelt und funkelten. Fein und elegant geschwungen waren die Linien des Bootes – es war die beste Reklame für Lyngeids Werft. Mit dem Interesse des Fachmanns ließ er seinen Blick darüber hinweggleiten, als er mit einem Korb in der Hand zu ihm hinabstieg. Per befand sich bereits an Bord. Er half gerade Tordis über die Reling. Er war Steuermann, Maschinist und Bootsmann in einer Person und waltete mit großer Würde seines dreifachen Amtes.

Er reichte den Frauen die Hand und half ihnen an Bord. Wie gut und warm sich Mutters Hand anfühlte. Er lächelte zufrieden. Die Männer mochten sehen, wie sie an Bord kamen.

»Man sollte eben keine kleinen Kinder mitnehmen«, sagte Per und bemühte sich, nicht zu lachen. »Ho – o, Dordi – Sevrin! Gute Nacht! Wir fahren ab!«

Da kamen die beiden jungen Menschen hinter einem Felsbrocken hervor. Sie hatten es gar nicht eilig. Ein wenig goldene Sonne haftete ihnen noch an, als sie an Bord kamen; aber das war nur der Widerschein ihrer Herzen.

Und dann fuhr das Boot dem Lande entgegen.

Lyngeid fand keinen Schlaf. Er lag schon ein paar Stunden wach. Es war nur so dunkel, wie es eben in den späten Julinäch-

ten sein kann. Ein schwacher Schein kam von den Fenstern her. Er wußte nicht so recht, woher die Unruhe kam, die ihn befallen hatte. Von der Bootsfahrt rührte sie jedenfalls nicht her. Eine unerklärliche Angst lag auf ihm wie ein leiser Druck.

Er stand auf; seine Frau erwachte.

»Bist du krank, Ansgar?« flüsterte sie.

»Nein, ich stehe bloß mal auf, um mich ein bißchen auszuruhen«, versuchte er zu scherzen.

Er sah in die Seitenkammer, wo Per lag. Aber der schlief ruhig. Er öffnete die Tür nach der Schlafkammer der beiden Mädchen um einen Spalt, aber auch dort war es ganz still.

Er verweilte einen Augenblick mitten im Schlafzimmer. Dann begann er sich plötzlich anzukleiden.

»Was ist denn los, Ansgar?«

»Ich weiß nicht, Agna. Ich gehe auf einen Sprung hinaus.«

Im nächsten Augenblick war Lyngeid unten. Er stand auf der Anhöhe, an deren Fuß seine Werft lag. Sanftes, weiches Dämmern brütete über Meer und Land. Die Stille war bedrückend. Ein paar bleiche Sterne hingen am Himmel und versuchten, sich in der öligen Wasserfläche zu spiegeln, die sich kaum von dem Dunkel abhob, das Lyngeid umgab.

Lyngeid stieg den Abhang hinunter. Die Angst hatte ihn wieder stärker gepackt. Er kam an die Tür zur Werkstatt. Dort verhielt er seine Schritte. Was wollte er eigentlich? Er trat an die Hausecke und blickte den schmalen Gang hinunter, der sich zwischen dem Haus und dem Felsgestein hinabzog. Weit unten, am Ende des Steges, schimmerte die schwarze Wasserfläche.

Er ging wieder zur Tür zurück und trat in die Werkstatt. Hier schaltete er das Licht ein. Die Helligkeit wirkte wie eine Erleichterung. Reglos standen die Maschinen herum. Von der Decke hingen die Treibriemen herab. Ein Boot stand auf der Helling. Bretter lagen am Boden und auf den Hobelbänken. Alles befand sich in demselben Zustand wie am Mittag, als sie zu arbeiten aufgehört hatten.

Was wollte er eigentlich hier zur nächtlichen Stunde? Er ging um den Bootsschuppen. Pechschwarze Finsternis gähnte ihm entgegen, als er die Tür öffnete. Allmählich nahm er den grauen Schimmer wahr, der von draußen durch die dem Fjell zugekehr-

ten Fenster hereindrang. Es war ihm, als starrten ihn große, tote Fischaugen an. Unheimlich war das. Lyngeid überlief ein leichter Schauer. Er tastete nach dem Schalter. Die einsame Lampe über der Winde leuchtete auf, aber immer noch war es unheimlich. Die geheimnisvolle graue Finsternis lauerte in allen Ecken und unter den Bänken, und plötzlich war ihm, als hätten all die klobigen Teile Leben bekommen. Er machte einen Schritt, als wollte er weglaufen, blieb aber wieder stehen. Statt dessen faltete er die Hände und betete.

Dann ging er ruhig und rasch die Schienen der Helling entlang hinunter zum Tor, das der See zugekehrt war. In dem Tor befand sich eine kleine Tür. Er klappte den Haken zurück und hatte nun den Landesteg gleich zur Linken. Im gleichen Augenblick, in dem er die Tür geöffnet hatte, sah er draußen auf dem Landesteg einen flüchtigen weißen Schimmer. Er war nur für den Bruchteil einer Sekunde sichtbar. Lyngeid erschrak und wollte umkehren. Dann besann er sich, ließ die Tür hinter sich offenstehen und begab sich unsicheren Schrittes auf den Landesteg. Hier draußen war es etwas heller. Ein kleiner Geräteschuppen bildete einen Winkel mit der Landverankerung des Anlegesteges. Laufplancken umgaben diesen Schuppen an seiner dem Wasser zugekehrten Seite, und diese waren mit dem Landesteg verbunden. Dort hatte Lyngeid den weißen Schimmer gesehen.

Als er über den Steg schritt, wäre er beinahe über etwas gestolpert, das da am Boden lag. Er bückte sich, ohne dabei die Ecke des Schuppens aus dem Auge zu lassen. Was er fand, war eine Jacke.

Er begann zu ahnen, was er hinter dem Schuppen finden würde. Als er weiterging und um die Ecke bog, stand ganz hinten jemand auf der Laufplanke. Zuerst sah er nur zwei weiße Flecken; aber als er genauer zusah, erkannte er die zwei weißen Hemdärmel eines Mannes, der sich flach an die Schuppenwand drückte.

»Wer ist dort?« fragte Lyngeid mit bebender Stimme.

Keine Antwort. Die Gestalt stand unbeweglich wie ein Toter.

»Antworte!« rief Lyngeid jetzt lauter.

Schweigen.

Lyngeid war zu erregt, um noch weiter über die Planken zu gehen. Er blieb stehen, wo er stand, und überlegte. Die Gestalt

dort hinten konnte sich nicht weiter entfernen, denn unmittelbar vor ihr begann die See.

»Komm an Land!« sagte Lyngeid. »Ich gehe nicht von der Stelle, bis du kommst – und wenn ich bis zum Hellwerden hier stehen muß!«

Wieder keine Antwort.

Aber kurz darauf begann der Mann sich zu bewegen. Langsam tastete er mit der einen Hand die Schuppenwand entlang, während er den anderen weißen Ärmel vor das Gesicht hielt.

Lyngeid wich einen Schritt zurück, als die unheimliche Gestalt näherkam. Als der Mann die Ecke hinter sich hatte, setzte er plötzlich zum Sprung nach dem Landesteg an. Aber schon hatte Lyngeid ihn gepackt. Das Ringen war nur kurz; denn der, den er gepackt hielt, war kein starker Mann.

Lyngeid hielt ihn am Handgelenk. Mit kurzen, keuchenden Atemzügen holten sie beide Luft.

Da ließ Lyngeid plötzlich den anderen los.

»Bist du das, Röst?« fragte er, nun erst recht erregt.

»Ja. Laß mich gehen!«

»Was machst du denn hier – nachts um eins?«

Aber er hatte die Frage noch nicht beendet, als er auch schon alles begriffen hatte.

»Mensch, Röst! Was hast du vor?«

Röst versuchte, seiner Stimme einen trotzigem Klang zu geben, aber aus seinem Trotz hörte man das Beben des Entsetzens.

»Ich muß Schluß machen.«

»Röst!«

»Ich kann nicht mehr, Lyngeid.«

»Aber Röst – !« Zornig kam es von den Lippen Lyngheids. Da hörte er ihn weinen.

Er ging nach vorn und hob die Jacke auf.

»Hier ist deine Jacke, Röst. Komm, wir wollen gehen.«

Sie gingen durch die Tür, die Lyngeid mit dem Vorlegehaken schloß, und die Schienen entlang nach oben.

»Wir wollen das Licht wieder ausmachen«, sagte Lyngeid und drehte den Schalter.

Da sagte Röst leise: »Das Licht hat mich abgehalten. Ich sah durch die Ritzen in der Wand, als ich den Sprung tun wollte.«

XXI

Es war an einem Nachmittag im hohen Sommer, während der Hundstage. Kein Lüftchen regte sich; es war heiß wie im Backofen, und die Sonne stach unbarmherzig.

Im Osten stand eine schwarze Wolkenwand, die sich langsam immer höher hinaufschob. Allem Anschein nach würde sich daraus ein schweres Gewitter entladen. Schon jetzt konnten Leute mit feinem Gehör weit hinten ein Grollen vernehmen.

Mobekk gehörte zu den Leuten, die über ein so feines Gehör verfügten, und was er hörte, war geeignet, ihn weich zu stimmen. Er war freundlich und entgegenkommend zu seinem Büropersonal und ließ hin und wieder eine joviale Bemerkung fallen. Mitten in einer solchen schwieg er angstvoll, denn unten im Osten rumorte es jetzt stärker. Gleichzeitig nahm sein Gesicht einen Ausdruck an, als hätte er Bauchschmerzen.

Mobekk begab sich in seine Privatwohnung.

Seine Mutter betrachtete ihn voll Mitleid. Mobekk war eben aus den Ferien zurückgekommen, braungebrannt und dick.

Jetzt aber hatte das braune Gesicht einen kräftigen Stich ins Graue.

»Wollte nur mal sehen, was ihr macht«, bemerkte er freundlich.

Da krachte es schmetternd ganz in der Nähe.

»O Gott, Anstein!«

Noch schien die Sonne, aber die Luft hatte einen schwefelgelben Farbton angenommen. Wie eine Decke legte sich die schwarze Wolkenwand auf die Stadt. Noch eine Minute, dann hatte sie die Sonne erreicht. Ein Strahlenbündel flutete vom Rand der Wolkenwand über die westlichen Höhenzüge wie ein Vorhang aus Licht und Schatten. Dann verschwand auch dieses.

Mobekk wischte sich den Schweiß von der Stirn.

»Wie dunkel das wird«, jammerte er.

Wie ein Protest gegen seine Worte zuckte ein Blitz. Es war keine dünne Linie – nein, es schien, als wäre die Welt plötzlich ein einziges Feuer.

Ein lodender Himmelsbrand, der für einen Augenblick still und lautlos verharrte. Sein Widerschein ließ die Gesichter

Mobekks und seiner Frau aufleuchten – große und entsetzte Gesichter.

Und dann kam der Donnerschlag – als ob der Himmel einstürzen wollte: Es dröhnte und rollte gewaltig und majestätisch. Das Getöse hob und senkte sich, um in der Ferne zu verpoltern. Aber da krachte es schon wieder, und das Rollen erhielt gewissermaßen neue Nahrung.

Der Donner dröhnte von den finsternen Wolken. Brüllender Lärm hallte durch die dunklen Regionen, und Erde und Himmel warf ihn als grollendes Echo zurück. Für einen Augenblick war es still, aber nur, um Kraft für einen neuen Stoß in die grauenerregenden Posaunen zu sammeln.

Die Wolken hatten sich über- und nebeneinander aufgestapelt. Ein rasender Sturm jagte sie hin und her. Sie kreisten und flammten auf unter den zerreißenen Blitzen; es war ein gigantisches Spiel mit glühenden Lanzen und Kriegsgeschrei von Riesenstimmen, das Himmel und Erde erbeben ließ.

Weiß leuchtete Mobekks Gesicht durch die Dunkelheit.

Da trommelte ein Hagelschauer gegen die Fensterscheiben, gepeitscht von heulenden Sturmböen. Groß und weiß hoben sich die Hagelkörner von dem dunklen Himmel ab. Sie kollerten und hüpfen über die Fensterbretter. Wo sie liegenbleiben konnten, war augenblicklich alles weiß.

Alle Laute im Zimmer wurden von dem Lärm verschlungen.

Die alte Mutter Mobekk saß ruhig auf ihrem gewohnten Platz, überwältigt von der Raserei der Natur.

Es schmetterte und trommelte. Es leuchtete und krachte und rollte, und in den Pausen brauste der Sturm.

Es regnete jetzt, als wären alle Schleusen des Himmels offen. Es hörte sich an wie das Tosen eines Wasserfalls, durch das zuweilen lautes Geplätscher drang. Wasserkaskaden ergossen sich vom Himmel. Die Luft war gespenstisch graugelb gefärbt. Aber es hatte den Anschein, als wollte es wieder heller werden.

Nach und nach wurden die Pausen zwischen den Blitzen und den Donnerschlägen größer. Das Wetter zog ab.

Nur dann und wann fuhr Mobekk noch unter einem Blitz oder Donnerschlag auf. Der Regen ließ nach. Das Brausen wurde schwächer. Für einen Augenblick zeigte sich ein blauer Spalt am

Himmel. Im Osten klärte es sich auf. Die Wolkenwand war schon fast wieder abgezogen; sie zog lediglich einen losgerissenen Wolkenfetzen hinter sich her.

Wenig später guckte die Sonne durch die Wolken. Die nassen Dächer funkelten, und mit ihnen die fallenden Regentropfen, die noch wie glänzende Stränge in der Luft hingen. Weit hinten kam die Gestalt der Erde wieder durch einen Schleier von Sonnenregen zum Vorschein.

Und noch eine Weile später stand die Sonne wieder strahlend am wolkenlosen Himmel.

Eine leichte, frische Brise zog hinter dem Sturm her. Die Schwüle war wie weggeblasen. Die Sonne schien nur noch angenehm warm; sie stach nicht mehr.

Am Tage darauf mußte Mobekk ins Bett. Er zitterte und hatte Atembeschwerden. Der Doktor wurde geholt. Mobekk jammerte wie ein kleines Kind:

»O, Doktor!«

»Bleiben Sie ruhig«, sagte der Arzt, indem er das Herz abhorchte. »Hm – doch nicht etwa Angst vor dem Gewitter gestern, wie? Ich wußte gar nicht, daß Sie ein Herz haben, mein guter Mobekk. Aber Sie haben ja tatsächlich eins! Ja, Sie müssen ruhig bleiben, wie gesagt. Vermeiden Sie Gemütsbewegungen.«

»Ist es etwas Ernstes, Doktor?«

»Tja, wer kann das wissen! Eine kleine Warnung jedenfalls. Sie bleiben im Bett. Ich werde Ihnen etwas verschreiben.«

Kurz darauf war er schon wieder draußen.

Mobekk war so klein und kindlich lieb geworden. Es tat so gut, wenn ihm Frau Lina mit der Hand über den kahlen Kopf strich. Wohltuend war auch das Mitgefühl seiner Mutter, und auch Emly mußte ihn mal vorsichtig drücken – nicht zu sehr, denn er war ja doch sehr krank.

Helge nahm die Sache mehr von der humoristischen Seite und meinte, ein paar Tage zusätzlicher Urlaub könnten dem Vater nicht schaden.

In gebeugter Haltung stand Röst am Bett Mobekks und empfing seine Anweisungen für das Geschäft. Mobekk redete väter-

lich wie zu einem Sohn. Röst durfte für einige Zeit den Chef spielen und das Ganze sorgfältig beaufsichtigen. Dafür sollte er seine Belohnung erhalten. Mobekk hatte seine Bitte um Gehaltserhöhung nicht vergessen, sondern zog sie ständig in Erwägung. – »Ja, doch!« – Sie würden darüber sprechen, sobald er wieder auf den Beinen wäre.

»O, Lina!«

Mobekk wollte die ganze Bibel auf dem Nachttisch haben, nicht bloß das Neue Testament. Die ganze Bibel, das war eben doch mehr.

Björnas machte seinen Besuch. Es tat gut, wenn Björnas kam. Er saß am Bett und redete gedämpft und verständnisvoll. Björnas schonte den Kranken; er gehörte ohnehin nicht zu denen, die Erschütterungen bereiten.

Aber da war noch etwas, das Mobekk keine Ruhe ließ. Am meisten machte es ihm zu schaffen, wenn es etwas schlechter ging. Ja, er mußte auf jeden Fall zusehen, daß er in ein freundlicheres Verhältnis zu Lyngeid kam. Vielleicht würde er sich genötigt sehen, ihn herbitten zu lassen. Dann mußte er sich vorantasten – sollte es sich als notwendig erweisen, wegen irgendeiner Sache um Vergebung zu bitten. Ja, aber jetzt mußte es erst einmal besser mit ihm werden.

Da stand eines Tages Lyngeid an seinem Bett. Mobekk lächelte mit feuchten Augen.

»Bitte setz dich, Bruder«, flüsterte er kurzatmig.

Lyngeid stutzte, ließ sich aber nichts anmerken.

Er setzte sich.

»Ich möchte gern in allen Dingen Klarheit haben«, fuhr Mobekk mühsam fort, »denn ich muß vielleicht sterben.«

Lynguids Züge erhellten sich.

»Das klingt nicht schlecht, Mobekk.«

»Wir sind doch Feinde gewesen, wir zwei.«

»Wir – Feinde?« fragte Lyngeid verwundert.

»Ja, wir sind uns doch böse gewesen.«

»Ich nicht«, sagte Lyngeid kurz, »ich habe mich bloß über deine Heuchelei geärgert.«

Für einen Herzkranken blieb Mobekk merkwürdig ruhig.

»Da hörst du aus deinem Munde, was du für einer bist – recht-

haberisch und so weiter. Aber sei nun bereit, Lyngeid, laß uns Halbpant machen und einander Abbitte tun. Wir werden uns dann gern im Himmel begegnen.«

»Ich fürchte, du kommst nicht in den Himmel.«

Lyngeid sah dem Kranken in die Augen. Aber Mobekk zeigte keine Spur von Erregung.

»Ich zürne dir nicht, Lyngeid, denn der Arzt hat mir Gemütsbewegungen verboten.«

Ein Lächeln wollte über Lynguids Gesicht huschen, aber er hielt es zurück. Statt dessen sagte er ernst:

»Kannst du denn nicht begreifen, daß du Blindkuh mit dir spielst? Da bohrst du in Kleinigkeiten herum, um dein Gewissen zu beruhigen, und läßt dabei dein eigentliches Verhältnis zu Gott ganz unberührt. Mobekk –« Lyngeid sprach langsamer, eindringlicher, – »wohnt Jesus in deinem Herzen? Regiert er dein Herz? Lebst du ihm gehorsam? – Das sind die Merkmale der Wiedergeburt. – Mobekk – du bist nicht wiedergeboren!«

Der Kranke zog eine Grimasse und machte eine müde Handbewegung.

»Du darfst nicht so hart mit mir reden, Lyngeid. Mein Herz hält das nicht aus. Und der Arzt hat mir verboten – o! – schade, daß du nicht auf meinen Vorschlag eingegangen bist – will nun versuchen, ein bißchen zu schlafen.«

Lyngeid ging.

Vier Tage später war Mobekk wieder auf den Beinen.

XXII

Als die Vorbereitungen zu dem großen Jahresfest in vollem Gange waren, platzte eine Bombe in die »Gottesgemeinde«: Ling habe sein Kommen angesagt!

»Jetzt wirst du etwas sehen, Agna«, sagte Lyngeid eines Tages fröhlich am Mittagstisch, als bereits der erste Herbstnebel auf dem Fjord lag.

»Was werde ich denn sehen?« fragte sie, obwohl sie sich denken konnte, worauf er hinauswollte.

»Jetzt wirst du Gottes Werk in unserer Gemeinde sehen – wenn Ling kommt.«

»Glaubst du denn, daß er kommt?«

»Ich weiß es!«

Lyngeid rieb sich die Hände vor Kälte oder vor Freude.

»Daß man ihn überhaupt kommen läßt?« sagte Agna verwundert.

»Bakke hat es durchgesetzt, obwohl der Pastor viele Einwände erhob, wie ich hörte.«

»Und dann wird er doch wieder bei uns wohnen, Ansgar?«

»Ja, natürlich! Wo denn sonst? Es wird schön werden!«

So sprach man bei Lyngeid, und so sprach man auch in einer ganzen Anzahl von Häusern in der Gemeinde. In anderen wiederum lebte man in gespannter Erwartung. Man erinnerte sich des letzten Evangelisationsabends, den Ling gehalten hatte. Man dachte an den Skandal. Man hatte noch in Erinnerung, wie seine Nerven mit ihm durchgegangen waren. Ja, so war es doch gewesen? Er floh ja förmlich aus der Stadt. Nun hatte man vernommen, er habe seine Absichten geändert. Er solle bekehrt worden sein.

Mobekk schnaubte. Er schnaubte für sich und in der Gemeindevorstandssitzung, in welcher Lings Einladung beschlossen wurde. Die Gemeinde sollte sich für einen Mann bedanken, der eine derartige Haltlosigkeit an den Tag gelegt habe! Er, Mobekk, würde sich jedenfalls nicht die Beine ablaufen, um ihn zu hören. Und was die Zuschüsse anbelangte, nun –

Und dann gab es die Ängstlichen. Ja, es gab manch einen Ängstlichen in der Gemeinde, manch einen, dem eine heimliche Not zu schaffen machte. Lyngheids Saat war im Aufgehen, wenn auch die Keime die harte Kruste noch nicht durchbrochen hatten. Aber die Kruste vieler Herzen war am Brechen. Ihr Zustand hatte begonnen, sie aufzuschrecken.

Der Pastor wahrte sein glattes Aussehen und sein Lächeln. Er war allen Situationen gewachsen, so auch dieser. Wie beim letzten Mal, so kündigte er auch diesmal Lings Evangelisationsabende an und warb für sie. »... der bekannte Erweckungsprediger Ling, derselbe, den ihr von seinem Besuch im vergangenen Jahr her kennt – einem Besuch, der leider durch ein Unwohlsein oder etwas Ähnliches abgebrochen wurde. Wie schön, daß die

Bekannschaft nun erneuert wird. Und darum bitte ich euch ...! Ja, und unsere musikalischen Kräfte werden uns natürlich auch diesmal nicht im Stich lassen.«

Aber zu Hause machte sich der Pastor Sorgen. Man konnte wirklich nicht wissen, ob dieser Besuch zur Entspannung beitrug. Würde der Keil noch tiefer in die Gemeinde getrieben, dann war die Spaltung nicht mehr aufzuhalten. Denn Zusammenhalt und Eintracht waren ja doch die Bedingungen für das Wohlergehen einer Gemeinde. Der Friede ging über alles!

Schade, daß Mobekk so verstimmt war. Schon jetzt, noch ehe Ling überhaupt da war, konnte man es sehen. Es war kein Spaß, wenn Mobekk allen Ernstes unzufrieden wurde!

Auf diese besorgte Art redete der Pastor zu Hause.

Im Hause Mobekks war der Gewitterherd die alte Mutter, obwohl sie kaum ein Wort sagte. Es war nicht mehr auszuhalten mit ihr. Es klaffte gewissermaßen ein Abgrund zwischen der Alten und den übrigen Familienmitgliedern. Das heißt, Mobekks Tochter befand sich auf der Seite des Abgrundes, wo die Großmutter stand – und Frau Lina sah das mit gekränktem Seufzen. Sie konnte es nicht lassen, Emly deswegen gram zu sein. Aber damit erreichte sie nur, daß sich das junge Mädchen noch enger an die Großmutter anschloß. Krank machen konnte einen das!

Mobekk achtete darauf, daß er sein Herz schonte. Er durfte sich nicht aufregen! Ling griff sein Herz an, wiewohl er noch viele Meilen weit weg war. Lyngeid war eine stete Quelle der Aufregung. Und dann die Frage, ob er wirklich bekehrt wäre, womit ihm seine Mutter auf die Nerven ging –. Nein, sein Herz war dem nicht gewachsen. Im Geschäft freilich war es mit den Gemütsbewegungen so gut wie aus. Röst hatte aufgegeben. Haha, der Röst! Den hatte er ordentlich gestaucht!

Ein Mensch freilich, der sich vielleicht einen Eindruck von der Stimmung der Gemeinde hätte verschaffen können, hätte wohl sagen können, daß die Luft der Erweckung wehte, noch ehe Ling da war.

Und dann kam er endlich.

Es ertönten keine Fanfaren bei seiner Ankunft. In aller Stille holte ihn Lyngeid vom Bahnhof ab und fuhr mit ihm im Bus durch die Stadt. Die Männer fühlten sich vom ersten Hände-

druck an miteinander verwachsen. Die Kluft zwischen ihnen war verschwunden.

Ling war ein anderer geworden. Er war gewissermaßen kleiner als früher. Wohl brannte wie einst ein Feuer in seinen Augen, aber es war nicht der harte Stahl des Willens, der Funken schlug. Es war der Widerschein der Gnadensonne, die ihm mit der Heilkraft ihrer Strahlen aufgegangen war.

Als es Abend wurde und die Stunde der Versammlung näherückte, wurde Ling immer ernster, und ängstlicher.

»Wie wird es ausgehen, Lyngeid?« seufzte er. »Obwohl ich mich reicher weiß, fühle ich mich ärmer denn je!«

»Gott sei gelobt«, sagte Lyngeid mit Wärme.

Ling sah ihn lächelnd an.

»Du bist doch immer der alte! Fast fürchte ich mich, mit Björnas zusammenzutreffen.«

»O ja«, pflichtete ihm Lyngeid bei, »ihr werdet wohl nicht so gut am gleichen Strang ziehen wie das letzte Mal. Aber ich habe eine Hoffnung, Ling.«

»Und was für eine wäre das?«

»Daß du ihn auf deine Seite ziehst!«

Ling antwortete darauf nichts. Er beugte nur das Haupt, als ob er bete.

Es hatte den Anschein, als habe sich an diesem Abend eine sensationslüsterne Gemeinde in der Kirche eingefunden. Groß war sie jedenfalls. Es gab ein volles Haus.

Ling schritt ruhig durch den Mittelgang nach vorn, zwischen den vollen Bänken hindurch, während Lyngeid sich mit seiner Frau weiter hinten niederließ.

Er trat heute nicht als Triumphator auf, der Pastor Ling. Er begrüßte Bakke und andere Bekannte und sah sich suchend nach Björnas um. Aber der war nicht da.

»Wo ist denn Björnas?« wandte er sich fragend an Bakke.

Aber wie er noch diese Frage stellte, wurde Bakke ein Zettel in die Hand geschoben. Er las ihn und ließ ihn Ling reichen. Björnas war plötzlich erkrankt. Er konnte nicht kommen.

Nun, so mußten sie eben ohne ihn anfangen. Ling mußte Bakke um die Leitung bitten, wenigstens für diesen ersten Abend. Und so ließ Bakke das Orchester beginnen.

Endlich stand Ling hinter dem Pult. Schon bei den ersten Worten, die er sprach, spürten die Menschen, daß eine Macht von ihm ausging. Aber die, die sich seiner von früher erinnerten, spürten, daß es eine andere Macht war als damals. Damals stand ein starker Mann vor ihnen.

Ling konnte nicht stillschweigend übergehen, was seit seinem letzten Besuch mit ihm geschehen war. Sein sogenanntes Christentum sei damals in die Brüche gegangen. Dafür wollte er Gott in Ewigkeit dankbar sein. Aber er wolle hier auch nicht verschweigen, daß er Lyngeid großen Dank schulde. Er sei es gewesen, der ihm die Binde von den Augen gerissen habe, so daß er sich arm und elend, blind und nackt vorgekommen sei. Lyngeid habe ihn dahin gebracht, sich selbst die Frage zu stellen, die einst an den Propheten Jona gerichtet wurde und auf die sie auch in der heutigen Versammlung eine Antwort suchen wollten: »Von welchem Volk bist du?«

Lyngeid, der unten zwischen den Kirchenbesuchern saß, neigte das Haupt, als fühle er, daß sich einige hundert Augenpaare auf ihn richteten. Aber so ganz unwohl war ihm bei diesen Worten nun auch wieder nicht. Dies war ja eine Art Rechtfertigung, wenn sie auch nicht von der Seite kam, von der sie hätte kommen sollen.

Aber Ling sprach schon nicht mehr von ihm. Er stellte jetzt an jeden einzelnen die Frage: Von welchem Volk bist du? Es währte nicht lange, da hob auch Lyngeid den Kopf. Er vergaß seine Person, vergaß Niederlage und Rechtfertigung. Denn hier mußte er zuhören.

Ling zog klare Grenzen zwischen den beiden Völkern, den Gerechtfertigten und den Gottlosen – zwischen denen, die durch Jesu Blut erlöst waren, und jenen, die noch in ihren Sünden verharrten.

Die Gemeinde war aufgewacht. Leben war in den fünfhundert Gesichtern. Sie standen vor der Schranke, die weil in ihrer Sache verhandelt wurde. Sie warteten gespannt auf die Urteilsverkündigung.

Ling sprach anders als früher. Er jonglierte nicht mit Worten und griff auch nicht in die Saiten der Gefühle. Er ließ Gottes eigene Worte und Gedanken zu ihrem Recht kommen, ließ die Aussagen des Herrn trennende Keile zwischen die Menschen setzen.

Am Ende seiner Rede betonte er, Gott kenne nur zwei Völker, uns aber wolle es scheinen, als wären es ihrer drei. Zu dem dritten Volk gehörten diejenigen, welche zwischen den anderen beiden stehen möchten. Die Hinkenden. Die Religiösen. Diejenigen, welche den Schein der Gottesfurcht wahrten, aber ihre Kraft verleugneten. Die christlich oder halbchristlich lebten, ohne wiedergeboren zu sein. Die an der christlichen Arbeit teilhatten, ohne geistliches Leben zu besitzen. Die den geistlichen Menschen so ähnlich seien, daß man sie nicht von ihnen unterscheiden könne, und doch nur Nachahmer blieben. Die törichten Jungfrauen!

Lyngeid kam es vor, als säße er an diesem Abend unter lauter stöhnenden Menschen. Es sah aus, als ob die Leute mühsam nach Atem rängen. Fahl und bleich saß Röst auf seiner Bank, mit hängendem Unterkiefer, und starrte den Prediger an. Die Sänger des Kirchenchores und die Gemeindeglieder saßen da, als duckten sie sich unter Schlägen. Wenn es zuvor nie eine Erweckung in der Gemeinde Gottes gegeben hatte, so würde sie gewiß heute abend geschehen, dachte Lyngeid.

Darum war er etwas enttäuscht, als es Ling bei einem ruhigen Abschluß beließ. Zwar ließ er das Orchester spielen, aber es folgte nichts weiter. Dann kündigte er die weiteren Abende an und sagte, daß diejenigen, die es wünschten, noch zurückbleiben könnten zur Aussprache und Gebetsgemeinschaft.

Es waren jedoch merkwürdig wenige, die sitzenblieben.

Aber unter den wenigen waren einige, die bekannten, daß ihnen alles genommen sei, was sie an Christentum besessen hätten. Man solle für sie beten.

»Halleluja!« sagte eine ruhige, innerliche Stimme.

Sie gehörte nicht Lyngeid, sondern Bakke. Aber Lyngeid beugte sich zu seiner Frau hinüber und flüsterte:

»Jetzt wirst du etwas sehen, Agna!«

»Ich sehe bereits«, gab sie ihm zur Antwort.

Am selben Abend wurde Björnas ins Krankenhaus gefahren. Es handelte sich um eine ernste Blinddarmentzündung.

XXIII

»Frieren Sie?«

Der Arzt hielt die Hände auf dem Rücken und blickte auf Björnas nieder, den sie auf dem Operationstisch zurechtlegten. Ein verständnisvolles Lächeln begleitete seine Frage. Er kannte dieses angstvolle Schlottern, das die Patienten befiel, wenn sie unter das Messer kamen.

»O ja, es – ist – kühl«, erwiderte Björnas zähneklappernd.

Er lächelte auch, dankbar für das Taktgefühl des Arztes. Doch, er fror wirklich – und er fürchtete sich ein ganz klein wenig.

Nun lag er also hier –

An merkwürdig vieles vermochte er während der kurzen Zeitspanne zu denken, die man benötigte, ihn an Armen und Beinen festzuschallen.

Wenn er nun nicht wieder aufwachte –?

Doch, er fror – ganz gewiß!

»Es – ist so – furchtbar – kalt, Doktor. Der reine – Nordpol.«

Björnas versuchte mutig zu scherzen.

Der Doktor lachte gemächlich. Er scherzte auch. Björnas fand es nett, daß man ein wenig scherzte, wenn einen der Tod so hart an der Gurgel packte. Wie gut, daß der Arzt seine Angst nicht merkte! Man durfte sich doch nicht fürchten, wenn man Pfarrer war – und Christ!

Christ!

Ja, es war wirklich kalt hier drinnen. Nein, jetzt scherzte er nicht. Daß sie es nicht wärmer hatten, wenn man nackt hier liegen mußte!

Er versuchte jetzt an Weib und Kind zu denken – aber hatte man das schon erlebt: es war leichter, an den Lyngeid zu denken!

Vielleicht tat er doch besser, seine Gedanken jetzt auf Gott zu richten. Oder auf die Ewigkeit. Schade, daß sie ihm die Arme angeschnallt hatten. Sonst hätte er die Hände zum Gebet gefaltet. Ja – ob er das wohl getan hätte – wenn der Doktor zusah?

Nun lag er also hier –

Ob das wohl das Ende war? Huh, wie er fror! Dieser Lyngeid – und das Fest, voriges Jahr –! Daß er das nie vergessen konnte. »Ist

Jesus bei dir drinnen?» hatte er gefragt. Das war die Bedingung, von Jesus eingelassen zu werden – wenn der Ruf erschallte –

Sie legten ihm die Maske auf.

Er fror jetzt, daß ihm die Zähne klapperten. Seine Gedanken liefen mit Siebenmeilenstiefeln. Er hätte gewiß dies und jenes noch regeln – hätte vielleicht noch ein paar Worte mit Lyngeid reden sollen. Auch seine Predigten hätte er gewiß ein wenig mehr nach der befreienden Richtung hin gestalten müssen. Hm – befreiend. War er denn selber frei? Ih, diese widerliche Maske! Man hatte ihn geknebelt –. Das hätte er sich verbitten sollen! Vielleicht für ewige Zeit geknebelt –. Ach, wenn er sich doch wenigstens an den Himmel klammern könnte, jetzt, vor dem Einschlafen! Nein, es würde schon reichen, wenn er sich an Lyngeid klammern könnte – oder an das, was der gesagt hatte: »Ist Jesus bei dir drinnen?«

»Bitte tief Luft holen, Björnas!«

Björnas ließ sich dazu überreden, tief einzuatmen.

»So, Schwester«, hörte er den Arzt sagen.

»Puh – diese Luft! Man kriegt ja gar keine Luft!« Björnas rang nach Luft. Es ging ganz nach Willen des Arztes, aber Björnas wollte nicht einschlafen. Er hätte doch das eine oder andere noch ordnen sollen! Er murmelte und protestierte. Oder vielleicht antwortete er auch auf Fragen, die der Arzt ihm stellte. Aber pfui, wie häßlich das alles war! Jetzt verließen ihn die Kräfte. Ja, ja, jetzt starb er. Es wurde ihm schwarz vor den Augen. Es ging – hinunter – in die – Höl –

»Er schläft«, sagten sie im Operationssaal.

Und dann nahm die Operation ihren Gang. Björnas lag und plapperte.

»Tu auf, tu auf! O Herr, tu uns auf – siehe, ich stehe vor der Tür und klopfe an – ist er bei dir drinnen –«

Der Doktor lächelte ironisch und zuckte mit den Achseln.

»Wir kriegen heute abend noch eine lange Predigt zu hören«, murmelte er beim Schneiden.

Er nahm den bösen Blinddarm heraus. Es waren auch Anzeichen einer Bauchfellentzündung vorhanden.

Aber was der Arzt prophezeit hatte, stimmte: Björnas predigte unaufhörlich, und es schwang keine geringe Furcht in seiner Stimme, als er sprach:

»Weichet von mir, ihr Übeltäter – ich kenne euch nicht.«

»O diese Pastoren«, murmelte der Arzt.

Und dann trugen sie Björnas in das Krankenzimmer.

Langsam stieg Björnas aus dem Abgrund empor. Zuerst war es so dunkel, daß er sich gar nicht zurechtfand. Er spürte sein eigenes Ich nur wie einen Schatten. Wie einen Geist. Er rang und kämpfte, sich selbst zu erkennen. Er vermochte nicht zu denken. Er war nur eine Art schwaches Gefühl – der ganze Kerl. Sicher hatte er keinen Körper.

Aber es ging aufwärts. Aufwärts aus der Tiefe und dem Grab der Bewußtlosigkeit. Die Nacht war nicht mehr so schwarz. Jetzt wurde er gewissermaßen auch schwerer. Doch, einen Körper hatte er; denn irgendwo verspürte er einen stechenden Schmerz. Doch, der kam schon von irgendwoher aus seinem Innern. Er konnte nur nicht herausfinden, von wo. O ja, es wurde hell. Da hatte er's. Er hatte Riemen um die Arme. Aber dieser wollte er sich jetzt entledigen – verbindlichsten Dank dafür! Mit einem Ruck sprengte er sie. Ja, das erleichterte! Nun mußte er zusehen, daß er auch noch von diesem Tisch herunterkam. Nein, das ging nicht – denn es stach.

»So – na also«, sagte eine gütige Stimme. »Bitte bleiben Sie ruhig liegen.«

»Weichet von mir, ihr Übeltäter. Ich kenne euch nicht.« Björnas predigte weiter.

»So, nun kommen Sie mal wieder zu sich«, sagte die gütige Stimme.

Er antwortete, indem er den Mund verzog.

Und dann übergab er sich.

Er stöhnte vor Schmerzen und sank ermattet ins Bett zurück. Aber da war es mit einem Male hell vor seinen Augen.

Ach ja, er war also krank. Und das war das Ende. Dabei war er vielleicht nicht einmal –

Er fühlte, wie ihm die Tränen aus den Augen liefen und wie sie die Schwester ihm abtrocknete. Sie entfernte das Handtuch, das unter seinem Kinn gelegen hatte.

»Und nun wollen wir schön ruhig sein«, sagte sie, »dann wer-

den wir auch wieder gesund. Versuchen Sie jetzt ein wenig zu ruhen.«

Ja, er wollte versuchen, zu ruhen, und sank erneut in die Abgründe der Narkose. Seine Seele gelangte in weite Gefilde und streifte im Schattenreich umher. Aber nach ein paar Stunden wich der Rausch von ihm, und nun war er bloß noch krank. Ja, und in großer Not!

Er sah sich selbst in die Augen. So, er fürchtete sich also vor dem Tode? Nein, er wollte noch nicht sterben. Erst wollte er seinen Christenglauben noch einmal gründlich überdenken. Aber im Augenblick fehlte ihm dazu die Kraft, denn die Schmerzen wurden wieder stärker. Es war auch schwer, die Gedanken klar zu halten. Sie liefen im Kreise. Und in der Mitte des Kreises stand Lyngeid mit seiner Predigt. Er stand da, bis sie ihn niedersangen. Björnas kam es vor, als rolle dies Geschehen gerade in diesem Augenblick vor seinen Augen ab.

Es war schon um die Morgenstunde, und die Tagesschwestern begannen ihren Dienst. Björnas hatte hohes Fieber. Er bewegte sich in den Grenzgebieten des Bewußtseins. Zwar phantasierte er nicht, aber – wenn er doch wenigstens klarer denken könnte! Was war es doch? Richtig, er wollte über sein Verhältnis zu Gott nachdenken. Also – Schon hatte sein Denken wieder versagt! Ja, richtig: das war es – das mit dem Tod. Er suchte herauszubekommen, ob er wohl im Sterben lag. Nein, im großen und ganzen spürte er nichts vom Tode. Er war nur sehr müde. Ja, und dann wurde die Wunde an seiner Seite wieder lebendig. Sicher lag er über einer offenen Flamme –

Kurz nach der Visite des Arztes wurde Frau Björnas hereingelassen. Die Schwester hatte sie draußen auf dem Korridor gebeten, ruhig zu bleiben. Und sie blieb ruhig – wenigstens meinte sie das. Sie weinte nicht. Das hatte sie schon Tag und Nacht getan. Nein, sie war ruhig – nach ihrer Meinung, obwohl ihr ganzer Mensch nur noch ein zitterndes Nervenbündel war. Aber Björnas weinte, ohne sich dessen bewußt zu sein. Willenlos ließ er die Tränen über die Schläfen rinnen.

»Wir müssen wohl Abschied voneinander nehmen«, flüsterte er, bemüht, einen gefaßten Eindruck zu machen.

Sie würgte unaufhörlich.

»Wirklich, Tom?«

»Ja.«

Nein, sie hatte keine große Kraft, die Frau Björnas. Jetzt schien es, als starre sie in eine bodenlose Tiefe. Vor ihren Augen drehte sich alles. Schwindel befiel sie. Doch sagte sie langsam – sei es nun aus dem Verlangen, ihn und sich selber zu trösten, oder aus der Gewohnheit, sich in solchen Lagen geläufiger Redewendungen zu bedienen: »Wie gut, daß wir uns wiedersehen, Tom.«

Irgend etwas erwachte jetzt bei ihm zum Leben. Irgendein Gedanke seines fiebernden Hirns nahm Gestalt an – oder dachte am Ende seine Seele gar eigenmächtig?

»Wo sehen wir uns wieder?«

Sie starrte ihn entsetzt an. Ihre Augen waren wie eine dünne Haut vor einer Quelle, die von innen her drängte. Im nächsten Augenblick würden sich ihre Fluten ergießen. Seine Frage riß den Schorf von der geheimen Wunde ihres Herzens. Ja, wo würden sie sich wiederfinden?

Wie ein Sturzbach schossen die Tränen aus ihren Augen.

Björnas lag abgekämpft im Bett. Seine Kraft war erschöpft, und seine Gedanken hatten schon wieder einen Seitenpfad eingeschlagen.

»Weine nicht«, sagte er mit schwacher Stimme. »Ich werde schon wieder gesund werden.«

Sie bemühte sich, die Fassung wiederzuerlangen, und trocknete sich die Augen. Dann begann sie seine Hand zu streicheln, warm und unendlich liebevoll. Aber es wollte scheinen, als wären seine Gefühle nicht von der gleichen Wärme erfüllt. Seine Gedanken bewegten sich weiter auf Nebengeleisen.

»Ling?« fragte er.

»Er hatte gestern Evangelisation«, antwortete sie.

»Viele Leute?«

»Ein volles Haus.«

»Wie – war es?«

»Du weißt doch, ich war nicht dort – weil du doch krank wurdest!«

»Ja, richtig.«

»Aber die Leute waren erregt, hörte ich. Und aufgebracht.«

Björnas lag mit geschlossenen Augen. Lange lag er so da, so daß sie dachte, er wäre eingeschlafen. Aber da öffnete er die Augen und sah sie an.

»Es – zerbricht!« sagte er seufzend.

»Was zerbricht, Tom?«

»Alles! – War Lyngeid –«

»Ja, Lyngeid war zugegen.«

»Ich möchte ihn sprechen –«

»Lyngeid?«

»Ja.«

»Ich glaube, das darfst du noch nicht, Tom. Warte noch, bis –«

»– es zu spät ist?« fragte er erregt.

»Nein, nein, Tom, ich werde ihn –«

Frau Björnas sprach mit der Schwester darüber. Aber die Oberschwester meinte, Björnas müsse Ruhe haben. Zunächst würden keine Fremden eingelassen.

Ein paar Tage war Björnas' Zustand ernst, aber dann wurde es besser mit ihm. Das Fieber sank, und sein Lebensmut erhielt wieder Auftrieb. Er dachte ruhig über seine Stellung nach. Ja, da war schon etwas dran, er würde gegebenenfalls seinem Leben eine andere Richtung geben müssen; und was seine Verkündigung anbelangte – tja – was sollte er eigentlich von all diesen Gedanken halten? Es bestand doch wohl keine ernste Gefahr für seinen geistlichen Zustand?

Es war so anders in der Nähe des Todes! Dort erhielt alles gewissermaßen größere Dimensionen. Auch jetzt dachte er an Lyngeid. Man hatte ihm wohl Unrecht getan – dem armen Kerl. Aber das Unrecht war doch wohl nicht so groß, daß es einer feierlichen Aussprache bedurfte, wie er anfänglich unter der Einwirkung des Fiebers gedacht hatte. Aber eine Art Wiedergutmachung sollte Lyngeid haben. Er würde ihn bitten, bei passender Gelegenheit ein Glaubenszeugnis abzulegen. So würde diese Angelegenheit sicher wieder ins reine gebracht. Er konnte sich nicht denken, daß er sich da täuschte; denn Lyngeid war doch sonst ein durchaus lieber Kerl.

Björnas erhielt Besuch von Ling. Es war, als käme wieder etwas von der Unruhe seiner Fieberzeit über ihn, obwohl Ling nur sehr friedlich und glücklich war. In seinem Wesen war wirklich etwas

Neues. Björnas erkundigte sich nach den Evangelisationsabenden. Es huschte so etwas wie eine Art Befriedigung über seine Züge, als er vernahm, daß der Zulauf zu den Veranstaltungen nicht so wäre, daß man Staat damit machen könnte.

Und nun rückte das Jahresfest immer näher. Gott sei Dank, er durfte hoffen, zu diesem Zeitpunkt wiederhergestellt zu sein. Und wenn das Fest vorbei war, wollte er sich eingehendere Gedanken darüber machen, wie er etwa die Verkündigung zu gestalten habe – und dann wollte er seine Aufmerksamkeit auch auf sein geistliches Allgemeinbefinden richten. Vielleicht –? Ja, er hatte wirklich einen Schock bekommen, als er krank war, und damit war nicht zu spaßen. Wenn das Fest vorüber war –

XXIV

Für Lings Besuch in der Stadt waren ursprünglich nur ein paar Tage vorgesehen gewesen; aber da Björnas nun erkrankt war, blieb er länger.

»Das ist Gottes Finger«, sagte Lyngeid. Er saß an einem freien Abend bei Ling und unterhielt sich mit ihm. Sie konnten an diesem Abend keine öffentliche Versammlung abhalten, da der Kirchenchor probte. Der Chor mußte sich mit den Proben für die große Festkantate dazuhalten. Die Zeit war knapp genug. Dordi war zur Chorprobe. Seitdem sie zum Glauben gekommen war, sang sie mit im Chor.

»Gottes Finger«, nahm Ling das Gespräch wieder auf.

»Ja, ich glaube schon, daß Gott mich in diese Stadt gewiesen hat. Aber ich kann nicht verstehen, wie mein Hiersein einen derartigen Kampf auslösen konnte. Damals kostete es mich fast das Leben – und jetzt ist es beinahe wieder so.«

»Was quält dich denn?«

»Die Versammlungen sind klein. Es kommt zu keiner Erweckung. Die Chöre wollen nicht. Mobekk läßt sich nicht sehen, und viele andere folgen seinem Beispiel.«

Ein warmes Lächeln überflog Lyngheids Gesicht.

»Das sind viele Gründe, die einen mißmutig machen können«, sagte er.

»Ja, nicht wahr?«

»Nein, das ist nicht wahr! Die Versammlungen sind groß.«

»Am ersten Abend waren doppelt so viele da!«

»Ja, aber die jetzt kommen, die kommen, um zu hören. Am ersten Abend wurden die Schaulustigen ausgeschaltet. Menschen, die einem Prediger zu Gefallen liefen, begegneten Gott. Und diese Begegnung hielten sie nicht aus. So blieben sie weg, um nicht Gefahr zu laufen, Gott noch einmal zu begegnen. Das ist auch eine Art Erweckung.«

»Hm.«

»Das ist sogar Erweckung im direkten Sinne des Wortes. Es ist mehr Erweckung in der Gemeinde, als bei deinem letzten Besuch.«

»Hm«, sagte Ling wieder, »und wie merkst du das?«

»Es gärt und brandet in uns allen. Es fiel mir schwer, Klarheit darüber zu gewinnen, zu welchem Volk ich gehöre. Meiner Frau geht es nicht anders. Und von verschiedenen Gemeindegliedern habe ich dasselbe gehört. Auch Mobekk ist wachgerüttelt über diese Frage, er wagt es nur nicht, sich der Antwort zu stellen.«

»Und die Chöre?«

»Tja –«

Lyngeid wurde unterbrochen, denn in diesem Augenblick kam Dordi nach Hause. Sie sollte eine Antwort auf diese Frage geben. Ihr Gesicht glühte.

»Er droht aufzufliegen«, stieß sie hervor.

»Der Chor?« fragte ihre Mutter und ging mit Dordi in die Stube, wo die Männer saßen.

»Ja, der Chor.«

»Jetzt, wo das Fest vor der Tür steht?«

»Ja, es gab ein Durcheinander ohnegleichen.«

Lyngeid nickte Ling zu, der seinen Blick ernst auf Dordi richtete und nervös fragte:

»Ist etwas vorgefallen, Dordi?«

»Ja, eine Anzahl Mitglieder wollen nicht mehr mitmachen.«

»Und warum nicht?«

Dordi ließ ihren Blick erschrocken von dem einen zum andern wandern.

»Ach, es paßt ihnen etwas nicht«, sagte sie ausweichend.

»Und was paßt ihnen nicht?« fragte ihr Vater.

»Sie hätten es satt, sich in jeder Versammlung ausschimpfen zu lassen, sagten sie.«

»Ausschimpfen lassen?«

»Ja, man stelle sie an den Pranger. Sie würden mit den törichten Jungfrauen verglichen. Da könnten sie nun ebensogut Schluß machen, um kein Ärgernis mehr zu erregen bei –«

Dordi biß sich auf die Lippen. Sie hatte schon zuviel gesagt. Aber die Mutter drang in sie:

»Ärgernis – bei wem?«

»Nun, jenem Bootsbauer und dem Ling, die sich doch für so gut hielten.«

Ein wehmütiges Lächeln traf auf Lyngheids Gesicht. Aber Ling war sehr ernst geworden.

»Da hörst du es, Lyngeid, was für eine Verwirrung ich gestiftet habe. Ich kann die Verantwortung dafür kaum noch tragen.«

»Ach, laß dich dadurch nicht beunruhigen. Sei du nur sicher, daß es Gottes Weg ist, den du verkündigst – die Verantwortung für die Folgen wird Gott selber tragen.«

»Aber darum geht ja gerade der Kampf: verkündige ich Gottes Weg richtig?«

»Er hat es dir doch selbst gezeigt, Ling! – Und wie ging es dann weiter, Dordi?«

»Ja, der Vorsitzende des Chores hatte seine liebe Not, die Gemüter zu beruhigen. Er war dem Weinen nahe. Er hielt ihnen ein Rede. Sie sollten doch nicht alles so furchtbar tragisch nehmen. Der Ling werde ja bald abreisen, und Björnass sei doch schon wieder auf dem Posten, so daß er die Sache bald wieder in die Hand nehmen werde. Da komme dann alles wieder ins alte Gleis – und es werde wieder schön werden. Jedenfalls dürften sie jetzt das Fest nicht vergessen und müßten alle Kraft für die Kantate einsetzen. Sie könnten sich jetzt, wo es auf das Ende zugehe, solchen Unfug während der Proben nicht leisten. Er hoffe, die Mitglieder würden nun vernünftig sein, und der Dirigent möchte den Mut

nicht sinken lassen, wenn es mal einen kleinen, unerwarteten Ärger gebe.«

»Und dann beruhigten sie sich wohl?« fragte Ling, der mit glühenden Wangen dasaß.

»Ja, es sah so aus, doch da warf Sevrin wieder alles über den Haufen.«

Jetzt glühten auch Dordis Wangen.

»Wieso denn?«

»Nun, er fragte, ob nicht die beste Lösung die wäre, daß sie sich alle zu Gott bekehrten.«

»Und was geschah dann?«

»Da sah es aus, als würde der Chor nun im Ernst auffliegen. Ein paar von den Frauen weinten.«

»Was – sie weinten tatsächlich?«

»Ja – aber vor Wut. Nun ließe man sie nicht einmal mehr während der Proben in Ruhe! Einige murmelten, sie könnten es gar wohl merken, daß Sevrin der Schwiegersohn dieses –«

»– Bootsbauers würde«, lachte Lyngeid. »Siehst du, Ling, der Unruhestifter bin auf jeden Fall ich!«

»Und wie ging die Sache aus, Dordi?«

Diese Frage wurde von ihrer Mutter gestellt.

»Man einigte sich, sie bis nach dem Fest ruhen zu lassen. Dann wolle man zusammenkommen und –«

»– und sich bekehren?« warf Ling ein.

»Ich bin nicht sicher, ob sie das dachten. Aber jetzt wollten sie Ruhe und Frieden haben, um während der noch verbleibenden Zeit arbeiten zu können.«

Es stimmte: In der »Gemeinde Gottes« gährte es. Lyngeid verglich diesen Zustand mit dem Grollen eines Vulkans vor dem Ausbruch. Er ging in gespannter Erwartung der Explosion entgegen. Vielleicht zum Fest, oder früher –?

Ling war abgereist. Einige sagten es frei heraus, daß sie sich freuten, den Aufwiegler los zu sein. Björnas hatte die Arbeit wieder aufgenommen. Er wurde gefeiert. War er doch von der Pforte des Todes zurückgekehrt. Björnas war dankbar für die Wärme, die ihm entgegenstrahlte.

Den meisten schien es, als habe er sich verändert, seitdem sie ihn zum letzten Mal unter sich gesehen hatten. Auf seinem Gesicht lag etwas Grüblerisches und Leidendes. Aber das war natürlich die Nachwirkung der Krankheit. Wenn man ihm nur etwas Zeit ließe, würde er schon bald wieder der alte werden, meinten sie.

Der Pastor kam Lyngeid mit einer neuen Freundlichkeit entgegen, und eines Tages sagte Björnas:

»Wir haben schon lange kein vertrauliches Wort mehr miteinander gesprochen, Lyngeid. Ich denke, ich komme mal an einem Nachmittag zu dir hinaus.«

»Ja, das tue«, sagte Lyngeid froh. »Komm um –«

»– nein, nein, Lyngeid, jetzt nicht! Denn im Augenblick gibt es ja so viel zu erledigen. Aber nach dem Fest –«

Lyngeid dachte bei sich: »Sonderbar, wie ihnen dieses Fest zu schaffen macht! Es sieht so aus, als ob alles Wichtige aufgeschoben würde, bis es vorbei ist.«

Mobekk hatte sich wieder in der Kirche sehen lassen, seitdem Björnas wieder das Regiment führte. Mit blau angelaufenem Gesicht saß er auf einer der vordersten Bänke. Daß er herzkrank war, sah ihm jetzt jeder an.

»Mir scheint, daß Björnas nicht mehr so gut spricht wie früher«, sagte er verstimmt, als er nach dem Vormittagsgottesdienst wieder zu Hause war.

»Besser!« sagte die alte Mutter Mobekk.

»Ich denke wie Anstein«, warf die junge Frau dazwischen.

»Björnas hat neuerdings so etwas Unklares in seiner Predigt.«

»Ja, wie es nicht selten ist, wenn ein Mensch nach neuen Wegen sucht – vielleicht ist er erweckt.«

Erbost starrten der Sohn und die Schwiegertochter die alte Frau an.

»Nein, das geht nun aber doch zu weit«, brauste Mobekk auf und sah aus, als könne er einen Anfall bekommen. »Du hast die Stirn, offen anzudeuten, Björnas sei auch nicht bekehrt! Hoho – vielleicht ist er auch eine törichte Jungfrau, wie?«

»Das weiß allein Gott«, entgegnete die Mutter leise.

»Mutter wird alt und wunderbar«, dachte Frau Lina wieder einmal.

In der Woche vor dem großen Fest erhielt Lyngeid in einer Abendstunde erneut den Beweis, daß es unter der Asche glomm.

Sie waren nach dem Abendessen in der Küche zur Andacht versammelt. Die kleine Familie war an diesem Abend vollzählig zu Hause. Zu ihr zählte auch Sevrin; denn er und Dordi wollten gleich nach dem Fest Hochzeit feiern. Der Vater las mit seiner warmen Stimme:

»Von den Zeiten aber und Stunden, liebe Brüder, ist nicht not, euch zu schreiben; denn ihr selbst wisset gewiß, daß der Tag des Herrn wird kommen wie ein Dieb in der Nacht. Denn wenn sie sagen werden: Es ist Friede, es hat keine Gefahr, so wird sie das Verderben schnell überfallen, gleich wie der Schmerz ein schwangeres Weib, und werden nicht entfliehen. Ihr aber, liebe Brüder, seid nicht in der Finsternis, daß euch der Tag wie ein Dieb ergreife. Ihr seid allzumal Kinder des Lichtes und Kinder des Tages —«

Als Lyngeid betete, tappte jemand draußen auf dem Flur herum, und einen Augenblick später klopfte es an die Küchentür. Niemand sagte »Herein!« Lyngeid fuhr fort zu beten. Da öffnete sich langsam die Tür, und es trat jemand ein. Darauf wurde es ganz still, und Lyngeid beendete sein Gebet. Jetzt erst sah er auf.

»Ach, du bist es, Röst?«

Ja, es war Röst.

»Verzeiht meine Störung«, bat er.

Frau Lyngeid brachte ihm einen Stuhl.

»Nimm bitte Platz«, sagte sie freundlich. »Möchtest du etwas essen?«

»Danke nein, ich habe schon gegessen«, antwortete er schnell, konnte aber einen hungrigen Blick auf den Tisch nicht unterdrücken. Frau Lyngeid sah diesen Blick.

»Ein bißchen wirst du doch wohl noch essen können«, meinte sie und bediente ihn.

Kurz darauf saß er am Tisch und aß, während Lyngeid mit ihm plauderte. Frau Lyngeid erkundigte sich nach seiner Frau und dem Kind.

»O, danke —«

Röst kaute unaufhörlich. Fast war es, als verschlinge er die Antwort sogleich mit. Frau Lyngeid fragte nicht weiter. Die Kinder waren in die Wohnstube gegangen.

»Solche kleinen Kinder –«

Röst versuchte, seinen Worten einen leichten Klang zu geben – als spräche er nur ganz allgemein von kleinen Kindern.

»Solche kleinen Kinder?« half ihm Frau Lyngeid weiter.

»Solche kleinen Kinder – gehören doch wohl Gott – auch wenn ihre Eltern –«

Er machte wieder eine Pause. Lyngeid wechselte einen Blick mit seiner Frau, worauf er ruhig und bestimmt sagte:

»Ja, die gehören Gott!«

Er bohrte nicht weiter in Röst, warum er diese Frage stellte, und es sah aus, als habe Röst die gewünschte Antwort erhalten. Aus dem Essen wurde übrigens nicht viel, denn Lyngeid merkte gar wohl, daß es für Röst heute abend Wichtigeres gab als Essen. Auch Frau Lyngeid spürte das. Deshalb nahm sie die kleine Tordis auf den Arm und ging mit ihr nach oben, um sie zu Bett zu bringen.

Röst dankte für das Essen und stand vom Tisch auf.

»Ich hätte gern ein paar Worte mit dir gesprochen, Lyngeid – allein –!«

Sie gingen in die Wohnstube. Die anderen verschwanden wieder in die Küche. Lyngeid schloß die Tür. Sie setzten sich in die Ecke an den Kachelofen. Ein paar kleine Lampen hüllten den Raum in ein sanftes Licht.

Schweigend saßen sie da. Jeder wartete darauf, daß der andere das erste Wort sprach. Aber das Schweigen hatte nichts Peinliches an sich. Dazu kannten sich die beiden Männer zu gut. Röst hatte den Blick nachdenklich auf den Kachelofen gerichtet, wo hinter dem Zugloch in der Ofentür eine kleine, flackernde Flamme tanzte. Lyngeid brach als erster das Schweigen.

»Geht es dir nicht gut, Röst?«

Röst blieb sitzen, aber es lag eine gewisse Heftigkeit in seiner Stimme, als er antwortete:

»Da fragst du noch? Wo du mich dort unten fandest – auf dem Bootssteg?«

»Ich dachte, es könnte inzwischen anders mit dir geworden sein.«

»Es geht mir nicht gut«, sagte Röst jetzt. Seine Stimme hatte einen rauhen und müden Klang.

»Bist du im Zweifel über dein Verhältnis zu Gott?«

»Nein, darüber bin ich mir klar.«

Röst richtete sich auf, als er das sagte. Ein schmerzliches Lächeln flog um seinen Mund. Lyngeid sah ihn verwundert an, als verstehe er ihn nicht recht.

»Ich glaubte, du wärest im Zweifel, zu welchem Volk du gehörst?«

»Nein, das weiß ich.«

»So! Und zu welchem gehörst du?«

»Ich gehöre zu den Gottlosen – und Verlorenen!«

Röst sank wieder in sich zusammen. Lyngeid sah ihn unverwandt an, tiefes Mitleid regte sich in ihm. Wie verfallen er aussah, dieser junge Mann!

»Du kannst gerettet werden, Röst«, sagte er leise.

»O ja, das kann ich schon«, murmelte Röst, und etwas lauter fügte er hinzu: »Ich weiß, daß ich gerettet werden kann – theoretisch! Aber in der Praxis geht es nicht.«

»Warum denn nicht?«

»Es ist zuviel verfahren.«

Lyngeid dachte nach. Wie weit durfte er gehen?

»Es stimmt wohl zu Hause nicht?« fragte er.

»Ja, das ist sicher«, sagte Röst mit einer Art Galgenhumor, die zum Weinen war. »Zu Hause gibt es nur Schmutz und Dreck, Gestank und Streit.«

Er lachte über seine Worte, aber es war ein Lachen, das Lyngeid die Tränen in die Augen trieb. Einen Augenblick schwieg Röst. Dann sagte er, um gleichsam auf die Größe seines Elends hinzuweisen:

»Und nun ist auch noch die Schwiegermutter wiedergekommen. – O nein, die Luft meines Zuhauses ist nicht dazu angetan, daß man in ihr Erleichterung finden kann. Übrigens –«

Lyngeid blieb sitzen und wartete auf noch mehr; aber es kam nicht – noch nicht.

»Könnte es dir von Nutzen sein, wenn ich – oder vielleicht Agna – mal hinüberkäme, um mit deiner Frau zu reden? Was meinst du? Ja, oder vielleicht mit euch beiden?«

Röst fuhr erschrocken auf.

»Nein, nein! Bitte, laß das! Es würde hinterher nur noch schlimmer werden!«

»Woran liegt es eigentlich, daß es bei euch so ist?«

»Auf meiner Seite, daß ich all die Liederlichkeit nicht ausstehen kann. Sie ihrerseits ist eifersüchtig. Und im allgemeinen dürfte es daran liegen, daß ich zu wenig verdiene. Kommt dazu, daß mit meinem kleinen Gehalt schlecht gewirtschaftet wird. Wenn die Krippe leer ist –«

»– beißen sich die Pferde«, ergänzte Lyngeid.

»Ja, das ist der richtige Ausdruck: beißen!« sagte Röst schwer.

»Wir beißen uns tot. Übrigens –«

Er hielt jetzt wieder inne. Lyngeid fragte sich, ob da wohl noch etwas wäre, das zu sagen ihm schwer fiel.

»Übrigens?« forschte er.

Röst saß da mit stierem Blick. Er kroch in sich, so daß er kleiner wurde. Die Finger der einen Hand, die auf dem Knie lag, zitterten.

»Übrigens ist das noch nicht das Schlimmste – das mit zu Hause. Ich habe –«

Er kam nicht weiter. Er sah aus, als ob er sich etwas überlegte.

»Was hast du, Röst? Ich meine, du solltest dich ruhig aussprechen.«

»Ich habe Geld unterschlagen.«

Lyngeid ließ sich und Röst Zeit, das Geständnis zu verdauen. Dann fragte er ruhig:

»Hast du das Geld der Sammlung für das Fest unterschlagen?«

Da richtete Röst sich auf, als müsse er sich wundern, wie man so etwas von ihm denken könne.

»Nein, du bist wohl nicht klug! Mobekks dreckiges Geld habe ich genommen!«

Einen Augenblick loderten seine Augen vor Zorn – als er an Mobekk dachte. Aber die Glut legte sich schnell wieder. Es blieb nur der Ausdruck unerträglicher Angst in ihnen zurück. Lyngeid empfand noch größeres Mitleid mit ihm.

»Das ist eine ernste Sache, Röst!«

Röst antwortete nicht sogleich.

»Ich kann es nicht sehr lange mehr verheimlichen«, stöhnte er.

»Die Fälschungen in den Büchern sind ziemlich plump – wie ich

jetzt merke. Ich getrau mich auch nicht, es noch länger zu verheimlichen. Die Sache mit Gott macht mir zu schaffen – und mit seinem Gericht. Was soll ich tun?«

Röst brach plötzlich zusammen. Er schluchzte in sein Inneres hinein, als müsse er sich daran hindern, Laute von sich zu geben. Es warf ihn auf dem Stuhl hin und her.

Noch nie zuvor hatte sich Lyngeid so arm gefühlt. Er saß da und überlegte fieberhaft, ob er nicht einen Ausweg finden oder wenigstens einen Rat geben könnte.

»Geh zu Mobekk und sag ihm alles«, sagte er schließlich.

»Der läßt mich vor Gericht stellen.«

»Nein, bestimmt nicht, wenn du ihm das Geld zurückzahlst.«

Der Blick, den Röst ihm zuwarf, war beinahe irr. Noch nie war Lyngeid einem solchen Blick begegnet.

»Zurückzahlen?« sagte Röst. »Womit soll ich denn zurückzahlen? Von meinem Lohn kann ich nicht leben, das sagte ich dir doch schon, geschweige denn –«

»Eine Anleihe –«, deutete Lyngeid an.

»Das hilft mir auch nicht weiter«, unterbrach ihn Röst. »Ich könnte sie doch auch nicht zurückzahlen. Ich müßte da woanders stehlen. Mir Geld zu leihen würde heißen, es mir zu geben.«

Das stimmte. Lyngeid merkte, daß sein Rat nicht klug gewesen war. Es ihm geben –? Ein Gedanke schoß ihm durch den Kopf, ein Gedanke, der ihn fragen ließ:

»Um wieviel handelt es sich denn?«

»An die viertausend, denke ich.«

Lyngeid sank der Mut. Soviel Geld hatte er nicht. Aber – aber – ein Darlehen konnte er schon aufnehmen.

»Wenn ich dir nun ein Darlehen verschaffe, Röst?«

»Ich habe dir doch gesagt, daß ich es nicht zurückzahlen kann.«

»Vielleicht könntest du es aber doch – wenn du eine andere Stelle fändest.«

»Nein, ich kriege keine andere Stelle; ich habe es schon so oft versucht. Und wenn ich eine erhielte, ginge mein höherer Lohn zu Hause ebenso drauf. Du siehst also, daß ich überall am Ende bin, Lyngeid!«

»Rein menschlich betrachtet bist du es nicht, Röst. Wenn es möglich wäre, die Summe zu beschaffen, ließe sich die Sache mit

Mobekk ins reine bringen, und dann könntest du noch einmal von vorn anfangen. Das müßte doch möglich sein – wo du doch noch ein so junger Kerl bist!«

Röst war ruhiger geworden. Ein Hoffnungsschimmer hatte ihm zu leuchten begonnen. Die Angst könnte vielleicht von ihm weichen! Die Selbstachtung könnte vielleicht wiederkommen! Selbstachtung? Unsinn! Statt von Mobekk war er dann von Lyngeid abhängig, und so sehr groß war der Unterschied nicht. Schließlich mochte es aussehen, als wäre er heute abend hierhergekommen, um Lyngeid anzubetteln.

»Nein, danke! Wir wollen uns doch nichts vormachen«, sagte er hart.

»Meinst du damit meine Vorschläge? Was willst du denn anfangen?«

Röst zuckte mit den Achseln. Er erhob sich, um zu gehen.

»Nein, Röst, lauf nicht weg! Setz dich wieder hin!«

Das klang fast wie ein Befehl. Er setzte sich auch.

»Warum hast du mir das alles erzählt?«

Röst sah ihn beinahe feindselig an, als er antwortete: »Jedenfalls nicht, um bei dir zu betteln!«

»Nein, diesen Vorwurf hat dir auch niemand gemacht. Aber du bezwecktest doch etwas damit. Du hast doch sicher gedacht, daß ich dir auf die eine oder andere Weise helfen könnte?«

Röst schwieg eine Weile.

»Ich weiß nicht, was ich mir dabei dachte«, sagte er schließlich schmerzlich bewegt. »Ich konnte die Last einfach nicht mehr allein mit mir herumschleppen. Und dann kam das mit Gott und dem Gericht –«

Es schüttelte ihn wieder. Lyngeid ließ ihn eine Zeitlang weinen. Dann sagte er:

»Ich zeige dir ja doch einen Ausweg, Röst. Ich will versuchen, das Geld zu beschaffen. Dann nehmen wir Björnas mit zu Mobekk und bringen mit ihm alles ins reine – und auch mit Gott. Das kann Mobekk auch dienlich sein. Und dann –«

Lyngeid redete auf Röst ein, bis er ruhiger wurde. Es gelang ihm, Röst dazu zu bringen, daß er hörte und begriff, wie ihm hier ein Rettungsring zugeworfen wurde, und es kam soweit, daß sie den Vorschlag in seinen Einzelheiten besprachen

und die Möglichkeiten für ein gutes Resultat in Erwägung zogen.

»Und wann wollen wir also gehen?« fragte Lyngeid zum Schluß.

»Tja –«, meinte Röst gedehnt, »mir kann es gleich sein – meinetwegen schon morgen früh. Aber es wäre unangenehm, wenn Mobekk einen Skandal daraus machte – jetzt vor dem großen Jubiläumsfest. Wir wollen noch warten, bis dieses wenigstens vorbei ist.«

»Hm«, meinte Lyngeid. »Lassen wir es dabei. Ich halte freilich all dieses Aufschieben für gefährlich.«

Röst sagte Gute Nacht und ging.

XXV

Der große Tag war gekommen – das fünfzigjährige Jubiläum der »Gottesgemeinde«.

Man hatte zwar nur eine begrenzte Zahl Eintrittskarten ausgegeben, aber es sah aus, als würde die Kirche überfüllt. Die Türen standen nicht still, unablässig strömten festlich gekleidete Menschen herein. Die Ordner hatten reichlich zu tun, den Leuten die Plätze anzuweisen. In der Garderobe herrschte Gedränge.

Die Chöre waren heute frühzeitig zur Stelle. Sänger und Instrumente füllten das Podium. Die jungen Menschen hatten schon Lampenfieber. Die Hauptprobe der Kantate hatte schlecht geklappt. Das war bei ihnen noch in frischer Erinnerung, denn erst gestern hatten sie sich dazu bewegen lassen, sie noch einmal durchzusingen, obwohl sie alle bis über die Ohren in anderen Arbeiten für das Fest steckten.

An alle führenden Männer der christlichen Gemeinden in der Stadt waren Einladungen ergangen. Eine Anzahl von ihnen war gekommen oder doch bereit, von Anfang an mit dabei zu sein. Einzelne wollten später kommen, wenn sie den Gottesdienst in ihren eigenen Kirchen beendet oder selbst gepredigt hatten.

Björnas strahlte, obwohl noch ein Schatten der kürzlich überstandenen Not auf seinen Zügen lag. Lächelnd lief er durch die

Gänge und begrüßte die Geladenen, sobald er ihrer ansichtig wurde, worauf er sie nach einem reservierten Platz an der Seite der Chorempore geleitete. Die Amtsbrüder klopfen sich auf die Schultern und drückten sich herzlich die Hände.

Vor der mittleren Bankreihe, die man etwas zurückverlegt hatte, stand ein festlich gedeckter Tisch, auf dem zwischen silbernen zweiarmigen Leuchtern eine verschwenderische Fülle herbstlicher Rosen in Schalen oder Vasen stand. Girlanden von Fichtengrün wanden sich um die Säulen unter den Emporen und die Simse entlang. An der Wand hinter der Kanzel leuchteten ein paar grün gerahmte Jahreszahlen. Darunter hing etwas, das man mit einem schwarzen Tuch zugedeckt hatte. Es sah geheimnisvoll aus, obwohl es kein Geheimnis war, daß dort das Gemälde von Pastor Björnas hing. Später sollte es im kleinen Saal aufgehängt werden.

Eine festliche Stimmung vermittelte schon das Publikum, das die Kirche füllte. Eine lebendige Versammlung war das. Man lächelte sich zu, wenn man in Neuankömmlingen Bekannte sah. Man drückte sich die Hände und wechselte freundliche Worte. Alle, die auf einer Bank saßen, rückten bereitwillig weiter, damit jeder Platz hatte. Leise Unterhaltungen waren überall im Gang, unterbrochen von etwas lauterem Ausrufen des Entzückens über die geschmackvolle Ausstattung der Kirche. Aber unter den fröhlichen Gesichtern sah man viele, auf denen nur ein großer Ernst lag. Ganze Gruppen solcher Gesichter gab es. Ohne sich dessen richtig bewußt zu sein, ballte sich die Gemeinde zu verschiedenen Gruppen zusammen. Gruppe saß neben Gruppe. Im Kleinen war hier die ewige Scheidung der Menschen illustriert – die Scheidung der Geister. Der Freie saß neben dem Freien, der Unfreie neben dem Unfreien.

Aber man konnte feststellen, daß die Unfreien den freiesten Eindruck machten. Die wirklich Freien trauerten über Israels Fall, und deshalb sahen sie mit ihren ernstesten Mienen mehr nach Unfreien aus.

Ganze Familien waren zu diesem hohen Festtag der Gemeinde erschienen. Viele brachten kleine Kinder mit. Lyngheids waren vollzählig zugegen. In ihrer Nähe saß die alte Frau Mobekk und Emly. Die alte Frau machte einen etwas abwesenden Eindruck,

als sei ihr Blick unverwandt in weite Ferne gerichtet. Auf der anderen Seite saß ziemlich weit vorn ihr Sohn mit seiner Gattin, die heute ganz jung aussah. Mobekk war ein wenig blaß zwischen geröteten Gesichtspartien. Sein Herz hatte wohl noch nicht aufgehört, sich warnend vernehmen zu lassen.

Die Damen des Chors trugen weißgelbe Blusen, und die Herren hatten weiße Krawatten umgebunden. Auch Röst hatte eine weiße Hemdbrust. Vornübergebeugt und gedankenverloren saß er unter den anderen. Er machte einen nervösen Eindruck.

Allmählich kam die Gemeinde zur Ruhe. Nur dann und wann erschien noch ein verspäteter Teilnehmer.

Björnas warf einen Blick auf die Versammlung und dann auf die Uhr, worauf er zur Orgelempore hinaufnickte. Von dort aus hatte ihn bereits das Auge des Organisten beobachtet.

Plötzlich setzte die Orgel mit einem dröhnenden Festmarsch ein, begleitet von einer Anzahl Geigen und Celli. Das Fest hatte begonnen.

Die Gemeinde drehte sich um, damit sie etwas von den Musikern sah. Einen Augenblick später aber lauschte sie ruhig, ergriffen und entzückt. Schon jetzt wurde klar, daß das Fest ein Erfolg wurde. Björnas' Augen strahlten vor Begeisterung, als er den Blick über seine geladenen Amtsbrüder und deren Frauen gleiten ließ, als wollte er sagen: »Na, seht ihr? Wir haben wirklich etwas zu bieten!«

Gewaltig erscholl hierauf der Choral, den die Gemeinde sang. Der Vorsitzende des Vorbereitungsausschusses hatte die Leitung des Festes übernommen. Er hielt eine wohltuende Begrüßungsrede: Man habe im Rahmen der begrenzten Möglichkeiten versucht, alles so festlich wie nur möglich zu gestalten, und so möge die Gemeinde sich nun auch wohlfühlen und ein paar angenehme Stunden verbringen. Wenn er die gesanglichen Kräfte der Gemeinde recht kenne, so glaube er, daß an den gebotenen Unterhaltungen nichts auszusetzen sein werde. Hier machte er eine Verbeugung nach dem Chorleiter hin, der verlegen zurücknickte.

Was das Erbauliche angehe, so werde ihr lieber Pastor seinen guten Ruf als Redner gewiß nicht Lügen strafen. Außerdem habe man die Freude, unter den Gästen die Prediger der Stadt zu

sehen, die auch das Ihre beitragen würden, das Fest wohlgelingen zu lassen. Sie seien also alle miteinander herzlich willkommen geheißen.

Ein kurzes Gebet.

Das Orchester spielte ein paar Stücke, und Björnas betrat die Kanzel.

Auch ihm gelang es, den rechten Ton anzuschlagen – den würdigen, der hierher paßte. Er gab einen Überblick über die innere Entwicklung der Gemeinde während der verflossenen fünfzig Jahre. Björnas war bewegt. Der große Erfolg, den die Gemeinde zu verzeichnen habe, sei etwas Erfreuliches. Er sei dankbar, daß er habe mitwirken und zu dem guten Resultat beitragen dürfen. Aber dies wäre niemals gelungen, wenn nicht gewisse Vereinigungen innerhalb der Gemeinde sich so willig in den Dienst der guten Sache gestellt hätten – unter der guten Leitung ihrer jeweiligen Vorsitzenden. Mit vollen Händen streute Björnas Weihrauch aus. Aber je mehr Räucherwerk er verbrannte, um so stärker wurde der Duft um seine eigene Person. Gott wurde über allem die Ehre gegeben. Eigentlich war es ein Dank an Gott dafür, daß er die Gemeinde und ihre Vereinigungen mit ihren Vorsitzenden so herrlich und groß gemacht hatte.

Diese gefühlvolle Rede ließ bei vielen Gemeindegliedern die Augen tränenfeucht schimmern. Es war schon etwas Großes, Glied dieser Gemeinde sein zu dürfen.

Nach der Rede sollte die Kantate aufgeführt werden. Jeder Festteilnehmer sollte ein gedrucktes Exemplar davon in die Hand bekommen. Die Hefte wurden verteilt. Sie flatterten wie weiße Tauben durch die Bankreihen der Kirche. Das Verteilen dauerte nicht länger, als bis der Chor sich aufgestellt hatte und die Instrumente gestimmt waren.

Auf der ersten Seite des Heftes prangte ein Bild: die Kirche unter den Strahlen der Sonne. Und auf den nächsten Blättern folgte die hochgestimmte Kantate, die in kunstvollen und ein wenig unverständlichen Ausdrücken die Entwicklung der Gemeinde aus geringen Anfängen bis zu ihrer gegenwärtigen starken Position schilderte. Dies alles wurde dargestellt in Bildern des Frühlinganfanges mit seinem sprossenden Grün und des fortschreitenden Sommers mit immer hellerem Sonnen-

schein und goldener Blütenpracht. An dieser Stelle hörte sie auf. Vom Herbst war nichts gesagt.

Die Chöre begannen. Die Musik war gut auf den Text abgestimmt. Musikkenner würden das Brausen der Bäche im Frühling gehört und die frostklaren Frühlingsnächte geschaut haben. Sie hätten sicher auch das Zwitschern der Vögel im Walde, beim unermüdlichen Nestbau für sich und die Ihren, herausgehört. Sie würden geschaut haben, wie Blumen in großer Zahl hervorsprossen, dieweil die wunderbare Sonne nunmehr höher stieg, bis sie zur hohen Sommerzeit Tag und Nacht fast ununterbrochen vom Himmel erstrahlte.

Lautlose Stille herrschte, als das Stück zu Ende war. Dann brach der Beifall los.

Und dann fand die Bewirtung statt.

Die Gäste wurden an die Tische gebeten; auch Mobekk kapitulierte verschämt vor den Nötigungen und begab sich mit seiner Gattin nach vorn.

Hierauf legte man eine Pause ein, damit man sich ein wenig bewegen und einander begrüßen konnte. Wolken von Tabakrauch trieben durch die Türen herein, von den Garderoben und von draußen. Junge und alte Männer pafften aus ihren Pfeifen oder zogen an Zigaretten: eine zweckmäßige Abwechslung nach den geistlichen Genüssen!

Die Damen benutzten die Gelegenheit, hier und da etwas an ihrem Aussehen zu verbessern.

Da dröhnte wieder die Orgel auf, und die Leute nahmen gemächlich wieder Platz.

Der Vorsitzende des Vorbereitungsausschusses, der zugleich Mitglied des Kirchenvorstandes war, ergriff wieder das Wort. Er wolle nur einen kurzen geschichtlichen Überblick über die äußere Entwicklung der Gemeinde geben. Von denjenigen, die bei der Gründung der Gemeinde mit zugegen waren, seien nur noch vier am Leben. Die übrigen seien – wie er hoffe – eingegangen zur ewigen Freude. Zwei von den vieren seien krank, die übrigen anwesend. Er gestatte sich, diese der Gemeinde vorzustellen.

Zwei alte Frauen erhoben sich verlegen, setzten sich aber schnell wieder, als die Gemeinde Beifall klatschte.

Er verlas die Namen der Pastoren, die bisher in der Gemeinde tätig waren, und nannte die wichtigsten Begebenheiten ihrer Amtsperioden. Es wäre eigentlich eine Ehrung der ganzen Pastorenreihe, wenn die Gemeinde heute – hier wandte er sich nach dem dunklen Tuch in seinem Rücken um – ein wohlgelungenes Bild des anwesenden lieben Pastors enthüllte.

Er zog an einer Schnur – und da erstrahlte Björnas' lächelndes, schönes Gesicht von der Rückwand der Kanzel.

Bewundernde Ausrufe wurden laut. Wie ein Sturm brach der Beifall los.

Unaufhörlich dienerte Björnas.

Der Vorsitzende gab nun allen Arbeitskreisen der Gemeinde die ihnen gebührende Ehre. Es war ein wohlbedachter Effekt, daß er den Kirchenchor zuletzt nannte; denn als er seine Ausführungen beendet hatte, erhob sich verabredungsgemäß der Chor, um zu singen.

Der lange, kahlköpfige Dirigent hatte seinen Platz eingenommen, während die Chormitglieder sich noch unruhig um ihn drängten. Er leitete die Aufstellung mit dem Taktstock.

Er gab den Ton an. Ein fast unhörbares: »La, la, la.«

Er hob den Stock.

Der Chor wartete gespannt.

Er machte eine Bewegung mit dem Stock.

Aber da –

Der Dirigent fuchtelte wild mit dem Taktstock – aber der Chor gab keinen Laut von sich. Nur das abklingende Geräusch des Einatmens vernahm man noch.

Über die Hälfte des Chors war nicht zur Stelle!

Die Stille dieses Augenblicks war furchtbar. Sie war erdrückend! Eine Stille, die einen umbringen konnte.

Aber nur für einen Augenblick –

»Bin ich denn verrückt!« schrie der Chorleiter auf.

Es konnte gut die Stimme eines Verrückten sein. Und eine andere verrückte Stimme gab ihm Antwort:

»Nein, verrückt bist du nicht – du bist – verloren!«

Die andere Stimme lachte markerschütternd. Sie rief in die Kirche:

»Seht sie euch an – die törichten Jungfrauen!«

Der Mann zeigte in die Kirche hinunter – mit zitterndem Finger.

»Lyngeid, Lyngeid!« rief er klagend.

Doch da war keine Antwort, und nirgendwo war noch ein Kind zu sehen.

Denn wie sie in den Tagen vor der Sintflut waren – sie aßen, sie tranken, sie heirateten und ließen sich heiraten bis zu dem Tag, an dem Noah in die Arche ging; und sie achteten es nicht, bis die Sintflut kam und nahm sie alle dahin –, so wird auch die Wiederkunft des Menschensohnes sein. Dann werden zwei auf dem Felde sein; einer wird angenommen und der andere wird verworfen werden. Zwei werden mahlen auf der Mühle; eine wird angenommen, und die andere wird verworfen werden (Matthäus 24, 38-42).